

# Über schizophrene Veränderungen des Bewußtseins der Aktivität.

Von

Arthur Kronfeld (Berlin).

(Eingegangen am 1. September 1921.)

## I. Die psychopathologischen Kennzeichen psychotischer Primärsymptome.

Die vorliegende Arbeit stand in den Grundgedanken fest, als Schilders Werk „Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein“<sup>1)</sup> erschien. Mit dem psychologischen und psychopathologischen Gewinn, den dieses Werk bietet, fanden die von den Franzosen Krishaber, Ball, Dugas, Ségla, Hesnard, Bernard-Leroy, Deny und Camus gewonnenen Untersuchungen über die Phänomenologie des Icherlebens, die von so verschieden eingestellten Seelenforschern wie Taine und wie Janet ausgebaut wurden und in der deutschen Literatur ihre stärkste Förderung durch Oesterreich<sup>2)</sup> und Heveroch<sup>3)</sup> erhielten, ihren letzten Höhepunkt.

Aber trotz dem Reichtum des kasuistischen Materials und der Ordnungsgesichtspunkte haben diese Forschungen für den Kliniker etwas nicht restlos Befriedigendes. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, als ob quer durch all die Phänomene des gestörten Ichbewußtseins noch eine scharfe, aber bisher in ihrer psychologischen Bedeutung unbeachtete Trennungslinie verlief. Es scheint für die unbefangene Beurteilung der psychologischen Tatbestände unter diesen Phänomenen des gestörten Ichbewußtseins zwei grundsätzlich verschiedene Gruppen zu geben. Von der einen läßt sich, ohne alle theoretische Vorwegnahme und lediglich vermittels „naiver“ Einstellung auf dieselbe, irgendwie aussagen, daß sie als solche einfühlbar begreiflich ist; von der anderen Gruppe läßt sich dies nicht sagen; vielmehr steht hier vor der Möglichkeit der Einfühlung eine unübersteigliche Schranke. Natürlich ist dies kein objektives Kriterium für einen wirklichen Unterschied beider Gruppen der Erscheinungen gestörten Icherlebens; es stellt vielmehr der Untersuchung die Auf-

---

<sup>1)</sup> Springer, Berlin 1914. Dort vollständiges Literaturverzeichnis.

<sup>2)</sup> Die Entfremdung der Wahrnehmungswelt und die Depersonalisation in der Psychasthenie. Journ. f. Psychol. u. Neurol. 7—9, 1905—1907. Die Phänomenologie des Ich, 1. Leipzig 1910.

<sup>3)</sup> Über die Störungen des Ichiums. Diese Zeitschr. 19, 422ff. 1913.

gabe, nach einem solchen etwaigen Kriterium zu suchen. Man wird sagen können, daß allen einfühlungsmäßig erfaßbaren „Störungen des Ichiums“ nur spezifische Änderungen funktionaler und dynamischer psychischer Vollzüge zugrunde liegen; wenn aber die Einfühlung von vornherein versagt, wird nach generischen Modifikationen des zugrunde liegenden psychischen Geschehens gesucht werden müssen.

Wir deuteten schon an, daß eine derartige Unterscheidung insbesondere für den Kliniker und seine diagnostischen Absichten von Bedeutung sein könnte. Denn tatsächlich hat der Kliniker seinerseits, ohne sich des Genaueren um den seelischen Aufbau des Icherlebens und seiner Störungsweisen zu kümmern, bereits diese Erscheinungen in zwei Reihen geordnet: als schizophrene und nichtschizophrene Störungen des Icherlebens. Läßt sich diese Unterscheidung, welche die Störungen des Icherlebens lediglich nach ihrer äußeren Zugehörigkeit zu einem bestimmten klinischen Krankheitsbild unterscheidet, auch immanent-psychologisch, phänomenologisch begründen? Wäre dies möglich, so könnte an diesem Beispiel die immer wieder bezweifelte Bedeutsamkeit phänomenologischer Untersuchungen für die Klinik wie an einem praktischen Prüfstein dargetan werden<sup>1)</sup>. Die vorliegende Untersuchung will versuchen, diese Aufgabe zu erfüllen. Sie treibt also Phänomenologie des gestörten Icherlebens, aber nicht mit der Tendenz, in chaotischer Analytik einen mehr oder weniger großen Komplex von Einzelheiten aus diesem Gebiet zu vergegenwärtigen, sondern nur einen bedeutsamen, aber vereinzelten Gesichtspunkt abstraktiver Unterscheidung psychologisch herauszuheben. Gelingt ihr dies, so ist das äußere klinische Unterscheidungsmerkmal durch ein immanentes, deskriptiv-wesentliches ersetzt; und die Klinik erhält auf diese Weise ein exaktes psychologisch-diagnostisches Kriterium für das Vorliegen eines Symptoms.

Die Klinik wird also in allen ihren Rechtsansprüchen auf psychopathologischem Gebiet bejaht und vorausgesetzt, und die phänomenologische und psychologisch-theoretische Arbeit im folgenden hat letzten Endes einen klinischen Zweck; nur soweit sie diesen verfolgt, wird sie durchgeführt. Wir teilen also die neuerdings mehrfach geäußerte Ansicht gar nicht, welche — neben K. Schneider und F. Stern — am radikalsten J. Lewin vertritt: „Vor allem muß sich die Psychopathologie unabhängig machen von der psychiatrischen Symptomatik<sup>2)</sup>.“ Bei voller Anerkennung der Notwendigkeit einer vertieften psychologischen Erfassung des psychotischen Erlebens und Geschehens hieße das auf die einzige ordnende Leitlinie der lebendigen Wirklichkeit

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Kronfeld, Das Wesen der psychiatrischen Erkenntnis. Springer, Berlin 1920.

<sup>2)</sup> Neurologisches Zentralblatt 39, 56. 1920.

verzichten, die wir vorfinden, ehe wir unsere Arbeit beginnen. Auch ist der Zweck unserer phänomenologischen Arbeit in der Psychopathologie doch schließlich nicht, ein „analytisches Chaos“ zu schaffen, von dem niemand weiß, wozu es nütze ist: sondern Gesetze zu erkennen und das Geschehen in seinen Gesetzmäßigkeiten soweit als möglich zu klären. Handelt es sich, wie in unserem Arbeitsgebiet, um Störungen des Seelengeschehens, so kommen wir um die Anerkennung von Krankheitsbegriffen und von Krankheitskriterien, also von Symptomen, weder logisch noch empirisch herum.

Ich habe diesen Standpunkt bereits an mehreren Stellen gerechtfertigt<sup>1)</sup>; jedoch seien noch einige Andeutungen gestattet. Als Symptom werten wir in der klinischen Psychiatrie psychische Phänomene dann, wenn wir mit ihrer Feststellung die Annahme einer bestimmten Krankheitsgruppe motivieren zu können vermeinen. Diese Motivierung gründet sich — wenigstens in der Psychiatrie — nicht auf die Einsicht in einen wesensnotwendigen Zusammenhang zwischen der Krankheit und dem Symptom: etwa auf die Einsicht in das psychophysische Gesetz, gemäß welchem die betreffende Krankheit jenes Symptom hervorbringen muß. Darüber wissen wir gar nichts. Vielmehr findet diese Motivierung ihren Rechtsgrund lediglich in der Erwartung des Ähnlichen auf Grund früherer Erfahrung. Beispielsweise ist es für die psychiatrisch-klinische Arbeit eine nicht weiter erklärliche, einfach hinzunehmende Tatsache, daß bestimmte formale Wahnstrukturen für die Paraphrenien, bestimmte psychomotorische Sperrungen für die Katatonie, bestimmte Halluzinationen für die Delirien „symptomatisch“ sind usw. Es fehlt also das Band der gesetzlichen Erklärungsmöglichkeit dafür, daß die einzelne Symptomkategorie zu der entsprechenden Krankheitsgruppe, für welche sie Symptom ist, innerlich hinzugehört. Alles bleibt vielmehr bei dieser Arbeit klinischen Ordners gleichsam makroskopisch. Das Gesetz der inneren psychophysischen Textur und Dynamik in den einzelnen Krankheitsvorgängen und ihren Symptomen bleibt unerkennbar.

Nun gibt es aber noch eine zweite Anwendungsweise des Wortes Symptom in der Psychiatrie. Wir sagen z. B.: eine bestimmte Handlung ist „Symptom“ bestimmter psychischer Vorgänge oder Erlebnisse, Gedanken und Strebungen, d. h. sie ist aus ihnen hervorgegangen, durch sie motiviert. Oder eine bestimmte psychische oder intellektuelle Leistung ist „Symptom“ einer besonderen Begabung oder Anlage oder Fähigkeit oder Funktion; d. h. sie ist durch diese fundiert. Welcher Art dies Fundament ist, bedarf zunächst noch keiner Erwägung: es besteht jedenfalls in diesen Fällen ein erkennbarer und nachweisbarer Zusammenhang, der in gesetzmäßiger Weise das Sym-

<sup>1)</sup> Vgl. mein zitiertes Buch, ferner diese Zeitschr. 53, 318 ff. 1920.

ptom und sein Fundament verknüpft, so daß das Erlebnis, die Handlung oder Leistung ein begründeter Anlaß wird, jenes motivierende oder fundierende psychische Geschehen, als dessen Symptom sie gilt, anzunehmen.

Alle derartigen Symptome im zweiten Sinne lassen sich also in einsichtiger und begründbarer Weise mit psychologischen Mitteln auf die motivierenden und fundierenden Quellen zurückführen, denen sie entstammen. Diese Quellen sind ihrerseits ebenfalls mit psychologischen Mitteln weiter zurückführbar bis zu bestimmten psychischen Endpunkten. Wir können einmal die abstraktive Auflösung und Zurückführung weitertreiben. Auf diese Weise kommen wir bis zu abstraktiv nicht weiter generalisierbaren Geschehensklassen; und diese denken wir uns theoretisch durch Grundfunktionen und -qualitäten der Psyche fundiert. Zweitens aber können wir den Versuch machen, jenes psychische Material genetisch aus den Bedingungen zu determinieren, unter denen es eintrat und Ereignis wurde. Auf diesem Wege kommen wir entweder mit psychologischen Mitteln bis zu den dynamischen Fähigkeiten, Anlagen, Reaktionsweisen, präformierten Primitivismen und sonstigen Möglichkeiten des Charakters und der psychischen Konstitution; hier liegt dann der psychophysische Riegel, der uns das Weiterdringen über diese Determinanten hinaus, ins Biologische, verschließt. Oder aber dieser psychophysische Riegel ist, bei gewissen psychischen Vorgängen, schon vorher vor unser genetisches Forschen vorgeschoben: wir können jene psychischen Ereignisse genetisch nicht auf psychologischem Wege determinieren, wir geraten an einen Spalt, an einen Abgrund, hinter dem wir unmittelbar cerebrale oder biologische Anomalien vermuten.

Der Begriff des Symptoms im erstgenannten Sinne ist dem der Krankheit zugeordnet. Und der Begriff des Symptoms im zweiten Sinne erheischt diese Zuordnung, also die Voraussetzung des Bestehens von Krankheit, ebenfalls in dem Augenblick, wo seine Reduktionen, seien sie nun analytischer oder genetischer Art, mit psychologischen Mitteln nicht durchgeführt werden können. Im Augenblick, wo wir vor jenem Abgrund stehen, hinter welchem uns lediglich die Erklärung der Existenz dieses „Symptoms“ oder seiner Fundamente aus dem Nichtpsychischen, biologischen oder sonstigen Geschehen übrigbleibt, in diesem Augenblick ist das Gesetz, welches die Existenz des Symptoms notwendig macht, nicht mehr ein solches der Psyche, sondern der supponierten Krankheitsbedingung; eine heteronome Bedingungsreihe greift an diesem Punkte gleichsam von außen her in den Zusammenhang des autonomen psychischen Ablaufs und seiner Kausalitäten ein.

Das Eingreifen einer solchen heteronomen Bedingungsreihe in die Geschlossenheit des psychischen Geschehens ist uns das Merkmal eines psychotischen Prozesses — um uns des von Jaspers<sup>1)</sup> eingeführten Terminus zu bedienen. Hiermit ist ein Gegensatz aufgetan zu allen jenen Geschehens- und Erlebensweisen psychischer Art, die sich aus den strukturellen, funktionellen und dynamischen Grundlagen der Psyche selber restlos determinieren lassen. Und psychotische Primärsymptome für einen solchen Prozeß sind alle diejenigen psychotischen Phänomene, deren psychologische Reduktion abstraktiv und genetisch an jenen Abgrund führt, hinter dem psychologisch nichts mehr zu erklären bleibt, sondern das Eingreifen der heteronomen Bedingungsreihe, des Prozesses unmittelbar deutlich wird. Sie stehen damit im Gegensatz zu denjenigen psychotischen Phänomenen, die sich aus den präformierten Dispositionen, Trieben und Qualitäten der Psyche selber, ihrer charakterologischen, funktionalen, reaktiven und dynamischen Artung, abstraktiv und genetisch herleiten lassen. Wir haben also hiermit einen eindeutigen psychologischen Sinn für den Terminus des psychotischen Primärsymptoms festgelegt, und wir können nun unsere Aufgabe dahin formulieren: Phänomenologie des gestörten Icherlebens im Hinblick darauf zu treiben, inwieweit Erscheinungen des gestörten Icherlebens psychotische Primärsymptome darstellen.

## II. Der gegenwärtige Bedeutungswandel des Schizophreniebegriffs.

Wir deuteten schon eingangs an, daß die Lösung unserer psychologischen Aufgabe uns dazu führen müßte, die schizophrenen Störungen des Bewußtseins der Aktivität von den nichtschizophrenen mit immanenten Mitteln zu trennen. Hierzu sind noch einige Worte der vorläufigen Klärung notwendig. Es liegt nämlich mit völlig bewußter Konsequenz im Wesen dieser Untersuchung, die schizophrenen Störungen des Icherlebens gleichzusetzen mit denjenigen Störungen des Icherlebens, die wir als Primärsymptome psychotischen Prozeßgeschehens erkennen. Diese nennen wir eben schizophren, und sehen in ihnen einen fundamentalen Ausdruck der psychologischen Eigenart schizophrenen Seelengeschehens. Diese Auffassung bedarf natürlich einer Begründung. Eine solche Begründung könnte versucht werden aus irgendeiner allgemeinen Theorie über das schizophrene Seelengeschehen; auf diesem Wege ist am weitesten und zielklarsten Berze<sup>2)</sup> vorangegangen. Es fragt sich aber noch, ob der Begriff „schizophren“ wirklich die psychologische Einheitlichkeit eines

<sup>1)</sup> Diese Zeitschr. I, 567 ff. 1910, 14, 158 ff. 1913.

<sup>2)</sup> Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. Leipzig und Wien 1914. Eines der wichtigsten Bücher zur Psychologie der Schizophrenie.

Seelengeschehens deckt oder auch nur decken soll oder ob nicht in ihm auf ganz andere Einheiten abgezielt wird. Wenn man beispielsweise darauf hinweist, daß ein großer Teil der Fälle von Oesterreich, Janet, Heveroch, welche Störungen des Icherlebens enthalten, von diesen Autoren fälschlich der Psychasthenie und degenerativen Zuständen zugerechnet wird und tatsächlich zur Schizophrenie gehört —, so ist dieser Einwand sicherlich nicht psychologisch, sondern in irgendeinem Sinne klinisch gemeint. Wir sehen das gleiche in einem allgemeineren Rahmen vorliegen, wenn etwa Bleuler<sup>1)</sup> ausführt, die degenerativen Fälle von Magnan gehörten fast alle zur Schizophrenie. Wir müssen also wenigstens so weit gelangen, verständlich zu machen, welcher Sphäre wir den Begriffsinhalt „schizophren“ zuzuweisen gedenken, um den Sinn unserer Untersuchung und damit auch den Sinn der Gleichsetzung schizophrener Ichstörungen und primär prozeßpsychotischer Ichstörungen zu rechtfertigen.

Wir äußerten bereits, daß wir die klinische Forschung und ihre Ergebnisse zum Zweck unserer Untersuchung als gegeben voraussetzen hätten. Läge die klinische Einheitlichkeit der Gruppe „schizophrene Prozeßpsychosen“ heute noch in der gleichen Weise fest, wie dies in der Gruppe *Dementia praecox* Kraepelins gegolten hat, so brauchten wir über unsere Fragestellung, soweit sie zur Klinik in eine Beziehung tritt, kaum ein Wort zu verlieren. Allein die letzten Jahre haben gezeigt, daß dem eben nicht so ist. Die Fülle und der Wechsel der Zustandsbilder und Verläufe, der progressiven Tendenzen und der Remissionen, der Auslösungen und der sonstigen Beziehungen zur präpsychotischen Persönlichkeit, der erbbiologischen Faktoren und des Wechselspiels derselben mit Milieumomenten — alle diese Umstände, die Birnbaum als „Aufbau der Psychose“ zusammenordnet, haben es aufs äußerste erschwert, dasjenige zu erfassen, was denn nun die Einheitlichkeit der Gruppe Schizophrenie ausmacht, was alle diese vielseitigen Erscheinungsweisen als gemeinsames Band zusammenhält. Man hat dieses gemeinsame Band durch allerhand theoretische Annahmen erklären wollen, welche zum Teil klinischer, zum Teil pathogenetischer, zum Teil konstitutionsbiologischer Art sind; gleichzeitig aber hat man auch irgendeine nur psychologisch faßbare Gemeinsamkeit in dem gesamten Seelengeschehen dieser Gruppe als das wesensspezifische, konstitutive Merkmal des Begriffs schizophren herauszufinden und zu formulieren versucht, ohne daß jedoch diese Formulierung in einigermaßen befriedigender Form gelungen wäre; weder Bleulers Annahmen über die spezifischen Assoziationsstörungen und den Autismus, noch die Deutungen von Stransky oder von Jung, noch Berzes eigene psychologische Deutung aus der Insuffizienz

<sup>1)</sup> *Dementia praecox* usw. Leipzig und Wien, 1911, S. 237.

der psychischen Aktivität erschöpfen den Umfang des psychischen Seelengeschehens oder bezeichnen ihn eindeutig oder exakt. Es besteht auch noch gegen eine derartig nur psychologische Inhaltgebung für den Begriff schizophren folgendes Bedenken: angenommen, sie würde gelingen, so wäre selbst dann noch nichts darüber ausgemacht, ob diese psychologisch-deskriptive Einheit auch einer klinischen Gruppeneinheit entsprechen müsse oder auch nur zu entsprechen braucht. Man hätte mit einer solchen psychologischen Begriffsbildung, die etwa bestimmte psychologische Zusammenhänge als dem Begriff schizophren zugehörig heraushebt, nicht mehr gewonnen als ein psychologisches Erklärungsprinzip für eine große Reihe von Symptomen. Den Wert dieser Symptome aber als Symptome, ihre Bedeutsamkeit im Hinblick auf die Annahme bestimmter Krankheitsvorgänge, oder gar die Substitution eines einheitlichen Krankheitsvorganges im Sinne der Klinik könnte man darauf nicht basieren. Diese Konsequenz gilt m. E. auch von den tiefgreifenden Versuchen Kretschmers, das schizophrene Krankheitsbild aus bestimmten Temperamentsspannungen mit Hilfe von Erlebnissfaktoren zu entwickeln; ebenso gilt sie, soviel ich zu sehen vermag, von den Bestrebungen, die im Anschluß an Freudsche und Schildersche Gedankengänge von Reiss und Storch gepflegt werden: die Dynamismen der schizophrenen Psyche aus dem Triebleben der Primitiven, der Wilden sowie aus deren prälogischem, „magisch“-affektiven Denken und Vorstellen zu begreifen und als atavistisches Aufflackern archaischer Tiefenschichten des Trieblebens zu deuten.

Wir sehen hier also schon zwei mögliche Bedeutungen, die sich mit dem Worte schizophren verbinden lassen, als völlig gleichberechtigt nebeneinander bestehen; beide haben nichts miteinander grundsätzlich Gemeinsames — wenn auch das Anwendungsgebiet für diese beiden Bedeutungen in weitem Umfang das gleiche ist; beide sind in ihrer inhaltlichen Abgrenzung problematisch und ungeklärt; beide sind lediglich heuristische Arbeitsgesichtspunkte: schizophren bedeutet erstens den Inbegriff bestimmter klinischer Krankheitsformen; schizophren bedeutet zweitens ein Gesetz oder einen Typus spezifischer psychologischer Zusammenhänge. Es gibt aber noch eine dritte Bedeutung des Begriffs schizophren, die sich erst in jüngster Zeit, unter dem Einflusse von Bleuler<sup>1)</sup>, vor allem in den Veröffentlichungen von Schneider<sup>2)</sup>, Kahn<sup>3)</sup>, Hoffmann<sup>4)</sup>, Kretschmer

<sup>1)</sup> Mendelismus bei Psychosen, speziell bei der Schizophrenie. Arch. f. Neurol. u. Psychol. **1**. 1920.

<sup>2)</sup> Diese Zeitschrift **22**, 486 ff. *ibid.* **50**, 49 ff.

<sup>3)</sup> Diese Zeitschr. **66**, 273 ff.

<sup>4)</sup> Diese Zeitschr. Referate **22**, 115. Die Nachkommenschaft bei endogenen Psychosen. Berlin, Springer, 1921.

und Popper<sup>1)</sup> allmählich herausgebildet hat. Diese Wendung ging aus von gewissen, in der Literatur viel diskutierten Beobachtungen. Man fand zirkuläre Entwicklungen, welche dann doch einen schizophrenen Verlauf nahmen. Man fand psychogenes Auftreten und psychische Beeinflußbarkeit schizophrener Symptome, ja psychogene Entstehung von schizophren - psychotischen Bildern, die abklangen oder die auch bestehen blieben. Man fand schizophrene Prozesse, streckenweise erfüllt von degenerativen Entwicklungen und Reaktionen. Man fand abnorme Charakterentwicklungen, welche den präpsychotischen Persönlichkeiten späterer Schizophrener völlig glichen, ohne aber jemals psychotisch zu werden. Man setzte alle diese Befunde zu erbbiologischen und genealogischen Untersuchungen in eine kausale Beziehung [Rüdin<sup>2)</sup>, Zoller<sup>3)</sup>, Bleuler, Hoffmann]. Es war zuerst Bleuler, der bei einer kritischen Untersuchung zur Heredität der Schizophrenen darauf hinwies, daß in den schizophrenen Psychosen nur ein psychotischer Sonderfall einer weitverbreiteten allgemeinen konstitutionellen Disposition psychischer Art vorliege, der Schizose oder des Schizoids. Diese Disposition sei erbbiologisch fundiert. Man müsse zwischen Erbschizosen und Sichtschiösen unterscheiden. Die schizophrenen Psychosen seien nur besonders auffallende und schwere Formen der Sichtschiöse. Mit dieser Formulierung drohte sich der bisher aufrechterhaltene Gegensatz zwischen der klinischen Krankheitseinheit Schizophrenie als ein organisches, die Persönlichkeit destruierendes Prozeßgeschehen, und den psychopathischen Reaktionsweisen und Dispositionen von bestimmter psychologischer Typik völlig zu verwischen. Es schien dem Begriff „schizophren“ ergehen zu sollen wie dem Begriff „hysterisch“: mit der Erweiterung seines Anwendungsbereiches schien er immer mehr an klinischer Strenge und Begrenztheit einzubüßen. Popper sah sich ebenso wie Schneider gedrungen, aus dem obengenannten Beobachtungsmaterial den Schluß zu ziehen, daß es einen schizophrenen Reaktionstypus geben müsse, der bei allen möglichen Gelegenheiten, auf psychogenem Wege, manifest zu werden vermöge. Dieser Reaktionstypus tritt aber auch außerhalb der schizophrenen Prozeßpsychose hier und da in Erscheinung: sei es im Verlauf anderer endogener Psychosen, sei es bei nichtpsychotischen Persönlichkeiten krankhafter Artung. Popper will diesen schizophrenen Reaktionstypus gesondert wissen von der schizophrenen Prozeßpsychose, die er sich klinisch-einheitlich abgegrenzt denkt, Kahn hält diese scharfe Trennung für undurchführbar. Man müsse

---

<sup>1)</sup> Diese Zeitschr. **62**, 194 ff.

<sup>2)</sup> Zur Vererbung und neuen Entstehung der Dementia praecox. Berlin, Springer, 1916.

<sup>3)</sup> Diese Zeitschr. **55**, 1920.

sich fragen, was einem derartigen schizophrenen Reaktionstypus biologisch entspreche. Dies könne nur, wie schon Bleuler andeutete, eine genotypisch bedingte Reaktionsnorm sein. Man müsse also ein spezifisches genotypisches Fundament annehmen, welches in seiner Phänotypik als Schizoid erscheint. Nimmt man daneben noch eine genotypische Basis für die Ansprechbarkeit jenes Schizoids an, so kann diese Ansprechbarkeit so beschaffen sein, daß unter Umständen psychische Reize, unter Umständen organische Reize die phänotypische schizoide Reaktion auslösen. Damit aber eine schizophrene Prozeßpsychose entstehe, bedarf es neben den beiden genannten Dispositionen einer solchen Disposition zum Verfall in Psychose. Wenn also Popper versucht hätte, die klinische Sonderstellung der Einheit Schizophrenie als berechtigt neben dem Begriff des schizophrenen Reaktionstypus bestehen zu lassen, so gibt Kahn auch diese grundsätzliche Unterscheidung mit vollem Bewußtsein auf. Für ihn und ebenso für Kretschmer<sup>1)</sup> und Hoffmann erhält der Begriff schizophren eine dritte umfassende Bedeutung: die einer erbbiologisch bedingten, genealogisch faßbaren, an Körperbautypen geknüpften genotypischen Reaktionsnorm spezifischer Art, aus welcher im Wechselspiel mit Milieufaktoren sowohl die Psychose Schizophrenie als auch allerhand deskriptive psychopathologische Bildungen von besonderer schizophrener Typik hervorgehen.

So ist die Sachlage im Schizophreniegebiet heute verworrener als jemals. Wir haben mit drei Bedeutungen des Wortes Schizophrenie als nebeneinander bestehend und durcheinandergehend zu rechnen: der klinisch-nosologischen, der erbbiologischen, der psychologischen. Keine dieser Bedeutungen ist präzise bestimmt. Von der psychologischen Bedeutung sagten wir bereits: selbst wenn es gelingt, dem Worte schizophren einen einheitlich deskriptiven oder psychologisch-dynamischen Sinn zu geben (Fortsetzung des Versuchs in der Richtung von Berze oder auch von Reiss und Storch), so folgt daraus nicht, daß eine es Krankheitseinheit im Sinne der Schizophrenie gäbe; es folgt nicht einmal die Spur eines Anhaltspunktes dafür, ob es eine derartige klinische Einheitlichkeit schizophrener Prozesse gäbe; so wenig wie aus einer psychologisch-deskriptiven Sinngebung des Begriffs hysterisch (etwa im Sinne Babinskis oder auch Freuds) etwas darüber sich folgern läßt, daß es und ob es eine klinische Krankheitseinheit Hysterie gibt. Anders liegen die Dinge mit Bezug auf die genotypische Reaktionsnorm. Es ließe sich folgern, daß der psychologisch-deskriptiven Einheit Schizophrenie eine ebensolche genotypische Reaktions-

<sup>1)</sup> Leider konnte Kretschmers außergewöhnlich wichtiges neues Werk: „Körperbau und Charakter“, Berlin 1921, im Text nicht mehr berücksichtigt werden.

einheit Schizophrenie entsprechen müsse. Umgekehrt aber besteht durchaus keine immanente Notwendigkeit, daß eine erbbiologisch bedingte Disposition zum Verfall in Schizoid — sei es im Sinne der schizophrenen Prozeßpsychose, sei es im Sinne einer schizophrenen Phänotypik überhaupt — zu solchen manifesten seelischen Erscheinungen und Ablauflinien führen müsse, die psychologisch einheitlich begreifbar und als phänomenologisch wesenszugehörig erfaßbar wären. Und weiter! Es ist durchaus nicht notwendig, daß der schizophrenen Prozeßpsychose — wenn man die Begriffseinheit Schizophrenie auf deren klinische Einheitlichkeit abstellt —, etwas psychologisch-deskriptiv Gemeinsames entsprechen müsse; man denke etwa an die klinische Einheit Paralyse, die über jeden Zweifel feststeht, und der dennoch auch nichts deskriptiv-psychologisches Einheitliches entspricht. Es ist aber auch nicht bewiesen, daß der klinischen Einheit Schizophrenie — diese vorausgesetzt — eine adäquate genotypische Reaktionsnorm zugrunde liegen müsse. Es könnte ferner zwar sein, daß hier bestimmte Hereditätsdispositionen spezifischer Art zugrunde liegen: aber nicht im geringsten folgt daraus, daß derartige Dispositionen sich auch außerhalb der Psychose in einer bestimmten Typik des Seelengeschehens äußern müßten, vor allem nicht in bestimmten psychischen Reaktionsweisen. Hier hat Popper recht: denn es liegt hier ein Doppelsinn im Gebrauch des Wortes Reaktion zugrunde. Die schizophrene Psychose ist eine „Reaktion“ nur insofern, als man sämtliche Instanzen, die bis zu ihrem Ausbruch vorliegen, in einem ganz weiten Sinn als Bedingungen fassen kann, an die sich der Eintritt der Psychose bindet; dann ist die Psychose in diesem übertragenen Sinn freilich auch „Reaktion“ auf diese Bedingungen — aber nicht anders als jedes neue Naturereignis überhaupt eine Wirkung der gesamten bis zu seinem Eintritt verflossenen „Bedingungen“ darstellt. Jedoch unter einem „Reaktionstypus“ verstehen wir in der Psychiatrie etwas wesentlich anderes — nämlich die seelische Verarbeitung von Erlebnissen. Es braucht also weder aus der genotypischen Einheit Schizophrenie — diese vorausgesetzt — eine klinische Einheit psychotischen Prozeßgeschehens zu folgen, noch braucht sie gar in gleicher Weise daraus zu folgen wie eine psychologische Reaktionseinheit, ein Reaktionstypus; ferner braucht aus der klinischen Einheit Schizophrenie — diese vorausgesetzt — nicht das gleiche Zugrundeliegen spezifischer genotypischer Strukturen zu folgen wie aus aktuellen schizophrenen Reaktionsformen nichtpsychotischer Art. Und endlich bürgt nichts dafür, daß der klinischen Einheit Schizophrenie und diesen angenommenen schizophrenen Reaktionsformen überhaupt etwas Gemeinsames entspreche — weder etwas gemeinsames Genotypisches noch phänotypisch-Deskriptives. So liegen die Dinge zur Zeit.

Trotz der Verworrenheit dieser Sachlage ist für denjenigen, der die einschlägigen Beobachtungen klinischer, psychologischer und hereditätsbiologischer Art kennt, nicht der geringste Zweifel daran vorhanden, daß alle die Forschungen, welche hier einheitliche und gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen den psychischen Erscheinungsformen psychotischer und nichtpsychotischer Art, den klinischen Verläufen und Habitualformen und den konstitutionspathologischen Fundamenten teils konstruieren, teils fordern, von den stärksten und richtigsten heuristischen Impulsen getragen sind. Hier wird etwas Neues in unserem Fachgebiete: Kraepelins klinisches Gebäude der *Dementia praecox* erfährt einen neuen zukunftsreichen Ausbau und eine starke Fundamentierung. Freilich zeichnet sich das alles erst in vagen Umrissen ab — hält den Begriffen kritischer Prüfung noch nicht so recht stand. Wenn wir versuchen wollen, mit dieser Arbeit einen Beitrag zur Lehre von den Schizophrenieformen zu liefern, so müssen wir zuvörderst versuchen, aus diesem gärenden Werden der Begriffseinheit Schizophrenie, in welchem wir bis jetzt drei noch beziehungslose Richtungen nebeneinander vorliegend fanden, wenigstens insoweit eine Klärung zu erzielen, als rein logisch und ohne alle weitere Vorwegnahme für unseren besonderen Zweck erforderlich erscheint.

### III. Psychotische Primärsymptome in der Schizophrenie.

Da steht zunächst die klinische Zusammengehörigkeit wenigstens des Großteils aller derjenigen Fälle fest, welche wir seit Kraepelin und Bleuler gewohnt sind, unter der Gruppenbezeichnung Schizophrenie zusammenzufassen. Von dieser faktischen Zusammengehörigkeit des klinischen Ausgangsmaterials läßt sich nichts wegdisputieren — mag man über die Zugehörigkeit noch so vieler einzelner Zustands- und Verlaufstypen verschiedener Meinung sein, ja mag man selbst über jeden Versuch einer genaueren Abgrenzung dieser klinischen Gruppe skeptisch denken. Diese klinische Zusammengehörigkeit und Einheitlichkeit der Gruppe Schizophrenie ist, soviel ich sehe, denn auch noch von keinem neueren Forscher mit einiger Aussicht auf Erfolg angezweifelt worden. Wir nehmen sie als feststehendes Faktum hin. Fragen wir nun nach den Kriterien für diese Zusammengehörigkeit der hier vereinigten klinischen Gruppe, so ist die Antwort eine doppelte: erstens handelt es sich in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle, und gerade in jenen Fällen, die wir als typisches adäquates Beispiel für diese Gruppe annehmen, um ein psychotisches Prozeßgeschehen. Und zweitens gehorchen die Erscheinungsweisen dieses psychotischen Prozeßgeschehens insofern, als wir sie als symptomatisch für diese Gruppe empfinden, einer ganz bestimmten spezifisch-psychologischen Typik.

Wir gehen nicht so weit wie Kraepelin, welcher dem psychotischen Prozeßgeschehen dieser Gruppe noch eine einheitliche Typik der Verläufe, der Tendenz zu bestimmt gerichteten Progressionen zuweisen wollte: es mag sein, daß es hier zu viel Ausnahmen gibt. Es wäre darüber zu diskutieren, ob nicht trotz der Fülle dieser Ausnahmen eine Typik der Verläufe feststellbar wäre, wennschon nicht als Ergebnis einer durchschnittlichen Errechnung, so vielleicht als Kanon oder Gesetz, als Ausdruck der Spezifität des einheitlichen Prozeßgeschehens. Man kann aber von dieser Diskussion um deswillen völlig absehen und den Verlauf und die Endzustände aus den Kriterien und der Umgrenzung dieser Gruppe streichen, weil logischerweise die Verlaufsformen sich auflösen lassen in eine Abfolge von Zustandsbildern; und weil in den einzelnen Zustandsbildern, sofern sie als dieser Gruppe zugehörig erkennbar sein sollen und damit als spezifische Zustandsbilder zu gelten haben, jener zweite Faktor bereits enthalten sein muß, den wir vorher als Kriterium für die klinische Zusammengehörigkeit dieses Prozeßgeschehens anführten: jene spezifische psychologische Typik, jene symptomatologische Spezifität.

Diesem Begriff der Schizophrenie, dem klinischen Begriff der Schizophrenie, entsprechen mithin zwei — ihrerseits noch nicht näher charakterisierte — Merkmalsreihen. Die Inbegriffe dieser beiden Merkmalsreihen stehen, zur Definition des klinischen Schizophreniebegriffs, jeweils in dem Verhältnis von Genus und spezifischer Differenz. Genus der Schizophrenie wäre: psychotisches Prozeßgeschehen; spezifische Differenz wäre: bestimmte psychische Typik des seelischen Zuständlichen und des seelischen Zusammenhangs.

Es ist nun so gekommen, daß man diese letztere Merkmalsreihe, die psychologische, ihrerseits in einer einheitlichen Weise hat zusammenfassen wollen. Diese einheitliche Zusammenfassung würde dann ebenfalls mit dem Namen Schizophrenie belegt. Es kommt dadurch eine Unklarheit und ein Bedeutungswandel in diesen Terminus hinein, welcher besser vermieden würde. Bei Bleuler bahnt sich dieser Bedeutungswandel gegenüber dem Kraepelinschen Begriff der Gruppe *Dementia praecox* an; und ich kann Gruhle<sup>1)</sup> nicht zustimmen, wenn er in dem Bleulerschen Versuch, die psychologische Vereinheitlichung dieser symptomatologischen Kriterien ihrerseits als Schizophrenie zusammenzufassen und zu bezeichnen, den bedeutsamsten Fortschritt der Bleulerschen Leistung erblickt. Gewiß ist, wie der genannte Autor ausführt, die Aufzählung der psychologischen Typik in dieser klinischen Gruppe bei Kraepelin nur eine Sammlung disparater Materialien —, entsprungen vielleicht aus einer weisen Selbstbescheidung gegenüber einer fast unmöglichen psychologisch-theo-

<sup>1)</sup> Diese Zeitschr. 17, 131.

retischen Aufgabe. Aber der Versuch, in dieser psychologischen Typik die Einheitlichkeit eines Gesetzes zu erkennen und zu bestimmen und diese gesetzmäßige Einheit ihrerseits als Schizophrenie zu bezeichnen, muß in seiner Tendenz die klinische Einheit aufgeben und an ihre Stelle eine psychologisch-theoretische setzen. Wie wir schon ausführten, ist es gar nicht gesagt, daß die klinische Einheit Schizophrenie, von der wir auszugehen haben, in ihrer typischen Symptomatik auf eine psychologisch einheitlich gestörte Psyche zurückweist. Wir können nur negativ sagen, daß die einzelnen Weisen und Formen seelischen Erscheinens und Zusammenhängens bei dieser Gruppe in einer typischen Weise von den analogen Weisen nichtschizophrenen Erlebens, Verarbeitens und Reagierens sich unterscheiden. Dieses unterscheidende Merkmal positiv und einheitlich psychologisch zu formulieren, ist bisher keiner psychologischen Theorie gelungen. Seine Einheitlichkeit ist durchaus fragwürdig. Ihre Prüfung mag eine Aufgabe für psychologisch-theoretische Deutungen darstellen; es ist aber gerade so gut möglich, daß seine Spezifität nur im Negativen liegt: d. h. man kann zwar alles nichtschizophrene Seelenleben in seinen kausalen Verflechtungen und seiner Dynamik gesetzmäßig erfassen; es liegt aber im Wesen des schizophrenen Seelenlebens, daß man dies nicht kann.

Das schizophrene Seelenleben — gleichviel ob man es nur in einer deskriptiven Materialsammlung charakterisiert oder ob man sich an eine einheitliche psychologisch-theoretische Erklärung positiver Art wage, dient also in seiner (zunächst nur negativ faßbaren) Spezifität zum Kriterium der Zugehörigkeit psychotischen Geschehens zu der klinischen Gruppeneinheit Schizophrenie. Wir haben uns die Frage vorzulegen, wie die Dinge sich gestalten, wenn wir den Merkmalen schizophrenen Seelenlebens auch in solchen Fällen begegnen, wo wir ein psychotisches Prozeßgeschehen nicht zu konstatieren vermögen. Solche Fälle gibt es; sie liegen, in einer noch umstrittenen Häufigkeit und Verschiedenartigkeit, als Fakta vor. Fassen wir diese Fälle unter der deskriptiven Bezeichnung „Schizoide“ zusammen.

Hier gibt es nun zwei Wege, welche die Forschung weitergeführt haben. Der erste Weg sah in dem Auftreten schizophreneartigen Seelenlebens bei Nichtschizophrenen — d. h. nicht klinisch-schizophren-psychotischen Menschen — einen Anhaltspunkt für irgendeine gesetzmäßige Zusammengehörigkeit dieser Menschen mit dem psychotischen Prozeßgeschehen. Dieser gesetzmäßige Zusammenhang stellt sich erbbiologisch als in einem großen Teil der Fälle tatsächlich nachweisbar heraus. Diese erbbiologischen Feststellungen mußten aber natürlich weitere Folgen zeitigen. Der zweite Weg löste die Bezeichnung Schizophrenie endgültig von der klinischen Gruppe los und stellte deren Existenz überhaupt in Frage. Er sah dann eben psychotische Verläufe mit

schizophrenen Symptomkuppelungen und sah ähnliche Symptomkuppelungen auch ohne psychotische Verläufe.

Sehen wir von allen psychologisch-theoretischen Erklärungsversuchen des schizophrenieartigen Seelenlebens aus irgendwelchen einheitlich gestörten Grundfunktionen der Psyche ab, wie sie etwa Berze oder Stransky oder Mollweide<sup>1)</sup> zu geben versuchten, so bietet sich uns zum Verständnis dieses schizophrenieartigen Seelenlebens eine Reihe von Analogien mit seelischen Zusammenhängen dar, wie sie der Traum, der Mythos von Naturvölkern, die Gedankenbildung primitiver Rassen krystallisiert. Seelische Vorgänge, die zur Objektivierung in derartigen Gebilden führen, und selbst psychomotorische Ereignisse bei höheren Tieren bieten vielfach die typischen Analogien mit demjenigen, was wir dem schizophrenieartigen Seelenleben als eigentliche Vorgänge unterstellen. Auf diese Analogien haben eine Reihe von Forschern mit mehr oder weniger tiefgreifender Treffsicherheit hingewiesen; wir nennen hier nur die wichtigsten, Jung, Schilder<sup>2)</sup>, Prinzhorn, Reiss und Storch<sup>3)</sup>. Es läßt sich denken, daß Bereitschaften und Einstellungen zu einem derartigen archaischen Seelengeschehen unter bestimmten allgemeinen Voraussetzungen verschiedener Art bei einzelnen Menschen präformiert sein können. Es wird dann so sein, daß die Aktualisierung dieser Bereitschaften ein Seelengeschehen schafft, welches schizophrenieartig anmutet — gleichviel ob ein psychotisches Prozeßgeschehen besteht oder nicht. Wir werden derartige Bereitschaften als pathoplastische Faktoren im Sinne Birnbaums zu bewerten haben; sehr glücklich hat sie jüngst Kraepelin<sup>4)</sup> in eine gleiche Ebene mit anderen derartigen präformierten Mechanismen gestellt, welche gegebenenfalls dispositionell bereitliegen können: etwa der Krampfdisposition, gewissen phylogenetisch alten psychischen Schutzmaßnahmen, wie wir sie bei der Hysterie vielfach voraussetzen (Homburger), spasmodischen und anderen durch Rassenzugehörigkeit od. dgl. bestimmten psychischen Sonderdispositionen, Aus diesen Gedanken ist offenbar die Poppersche Konstruktion des schizophrenen Reaktionstypus nur eine Folgerung. Besser wäre es freilich, wenn Popper im Pluralis gesprochen hätte, und noch besser, wenn er nicht nur von Reaktionstypen, sondern von Erlebens-, Verarbeitungs- und Reaktivitätserscheinungen und -weisen dieser schizophrenen Art gesprochen hätte; denn die Einschränkung auf die Reaktivität ist gerade für schizoide Bildungen eine willkürlich enge. Diese Konstruktion findet dann ihrerseits in den erbbiologischen allgemeinen Annahmen

<sup>1)</sup> Diese Zeitschr. **59**, 19ff. 1920.

<sup>2)</sup> Wahn und Erkenntnis, Springer, 1918.

<sup>3)</sup> Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., Ref., **25**, 273ff. 1921.

<sup>4)</sup> Diese Zeitschr. **57**, 1ff. 1920.

und den speziellen Untersuchungen über den Erbgang der Schizophrenen eine gute Stütze — wenngleich nach Bleulers Kritik gerade über diese Frage das letzte Wort noch lange nicht gesprochen sein dürfte.

Wir können für unsere deskriptiven psychologischen Zwecke alle diese Annahmen völlig uns zu eigen machen. Wir können uns vorstellen, daß alle diese schizoiden Erlebnisse, Verarbeitungs- und Reaktionsbereitschaften in mehr oder weniger tiefer Latenz beharren, überbaut und überdeckt von dem aktuellen Seelengeschehen „normaler“ Art, welches aus den Anlagen und Dispositionen entspringt, die zunächst dominieren. Bricht dann aber die schizophrene Prozeßpsychose aus, so wird diese Übersichtung von ihr mehr oder weniger tiefgehend zerrissen. Der destruirende Prozeß, welcher sich in der schizophrenen Prozeßpsychose abdrückt, vernichtet einen Teil jener gesunden Anlagen und Fähigkeiten, oder er schwächt ihn und macht ihn unwirksam. So kommt es zu Rissen und Spalten in der durch diese gesunden Dispositionen bewirkten glatten Kontinuität seelischen Zusammenhängens; und in diese Spalten ragt das aus den schizoiden Quellen stammende, bis dahin überdeckte, und nun durch die Psychose ans Licht gerissene schizophrene Seelenleben hinein. Es ist möglich, daß die bloße Modifikation der nichtschizophrenen Dispositionen durch den psychotischen Prozeß an sich schon genügt, um die schizophrenen latenten Unterströmungen ans Licht zu reißen und manifest zu machen; es ist aber auch möglich, daß der psychotische Prozeß sie als solcher aktualisiert, verschärft, zum Durchbruch bringt, ja selbst neu erzeugt. Da wir darüber gar nichts wissen, ist es nicht möglich, sich dies im einzelnen auszumalen. Deskriptiv wird sich jedenfalls zeigen, wie sich im Seelengeschehen eines schizophrenen Prozesses die normalen Erlebnis- und Reaktionsfähigkeiten immer mehr mit den schizoiden durchsetzen. Und jedesmal, wenn sich ein schizoides Phänomen in dies Seelengeschehen hineindrängt, muß sich gleichzeitig jener Riß in der nichtschizoiden Kausalität und Kontinuität des psychischen Ablaufs nachweisen lassen<sup>1)</sup>. Das schizoide

<sup>1)</sup> Dieser Satz meint lediglich psychologische Tatbestände. Den Einbruch archaisch-magischen Erlebens in die „obere“, intentionale Sphäre sehen wir „klinisch“ nicht nur beim schizophrenen Prozeß. Wir sehen ihn auch, rein charakterogen vorgebildet und von außen her ausgelöst, in den ekstatischen Erlebnissen mystischen Ergriffenseins, in psychogenen Dämmer- und Ausnahmezuständen, zuweilen bei Haftpsychosen, ferner in andersartigen Bewußtseinstörungen, im hypnotischen Spontanerleben und, normalerweise, im Traum. Der Unterschied des Aufkommens archaischer Primitivismen in diesen Zuständen von demjenigen im schizophrenen Prozeß besteht darin, daß wir im ersteren Falle von Bewußtseinsveränderungen im weitesten Sinne als der gemeinsamen Voraussetzung des alterierten Erlebens sprechen. Das heißt: in ihnen sind die Weisen und Möglichkeiten intentionaler Vollzüge zunächst einmal ausgeschaltet, gesperrt. Dann erst tritt der second état mit seinen veränderten Erlebensformen auf. Diese Aus-

Produkt muß, wenn es auch sekundär mit dem übrigen psychischen Geschehen amalgamiert wird, zunächst wie ein Fremdkörper, ein Fanal der Destruktion innerhalb des psychischen Kontinuums dastehen; das ist ja gerade das Wesen psychotischen Prozeßgeschehens. Seine Reduktion auf die nichtschizoiden Grundpunkte und Zusammenhänge der Psyche ist unmöglich. Es ist wie durch einen Abgrund von jeder Möglichkeit abgeschnitten, durch sie fundiert oder motiviert werden zu können.

In dieser Formulierung aber treffen wir diejenigen Merkmale an, die wir oben als die Kennzeichen psychotischer Primärsymptome entwickelt haben. Damit ist der Nachweis erbracht, dessen Führung wir uns zur Aufgabe gesetzt hatten: daß die Gleichsetzung des spezifischen schizophrenen Symptoms mit dem psychotischen Primärsymptom berechtigt sei. Damit heben wir aus der Fülle der schizoiden Psychismen diejenigen als symptomatisch und primär heraus, deren Auftreten zugleich die Merkmale eines psychotischen Prozeßgeschehens aufweist. Und wir werden in folgenden diese Aufweisung als eine phänomenologische an den Ichstörungen durchzuführen haben. Wir werden bei ihnen nachweisen, daß es eine bestimmte, in sich charakterisierbare Gruppe von Ichstörungen gibt, im engeren Sinne von Störungen des Bewußtseins der Aktivität, bei denen die spezifischen Kennzeichen des psychotischen Prozeßgeschehens, bei denen die Unmöglichkeit einer Reduktion auf nichtschizoide Fundamente und Motive ausgesprochen vorliegen. Das Auftreten einer derartigen Gruppe von Phänomenen würde also ein diagnostisches Symptom von wichtiger klinischer Dignität darstellen. Und damit hätte die Phänomenologie der Klinik einen Dienst geleistet.

#### IV. Bemerkungen zur Phänomenologie des Aktivitätsbewußtseins.

Wir beschäftigen uns hier nur mit dem Bewußtsein des aktiven Ich. Wir können es nicht vermeiden, die Phänomenologie des Aktivitätsbewußtseins im normalen Verhalten wenigstens in den rohesten

schaltung wird als selbständiges besonderes Seelengeschehen vollzogen und oft auch als solches erlebt (Entrückung, Hypnose!). Es besteht eine zeitlich und wesentlich reine Scheidung des psychischen Wachlebens und dieses „bewußtseins-trüben“ oder „bewußtlosen“ psychischen Sichereignens. Anders beim schizophrenen Prozeß. Hier hört die Intentionalität keineswegs auf; aber hier und da werden Verwirklichungen einzelner Intentionen zerstört, unterbrochen, zerrissen; der primitivpsychische Unterbau, von den Urtrieben emporgejagt, läßt durch seine Mechanismen neuartige Erlebnisgebilde in die Lücke hineinschießen; und nun findet ein ständiger Antagonismus beider seelischer Sphären im Erleben statt; bald schließt sich die obere wieder dominierend zusammen, bald erleidet sie neue Risse. Ohne derartige Präsumptionen wäre der Gegensatz des spezifisch Schizophrenen im Prozeßerleben gegenüber dem schizoiden Erleben in Bewußtseinsstörungen nicht erklärlich; nicht die „doppelte Orientierung“ und „doppelte Buchführung“, die wir mit Bleuler als so überaus charakteristisch für den Schizophrenen empfinden.

Grundzügen zu umreißen. Denn wir stimmen mit den hierauf bezüglichen Ausführungen unserer Vorgänger in manchen wichtigen Punkten nicht überein. Natürlich ist das Bewußtsein der eigenen Tätigkeit, in wie mannigfachen Weisen es auftreten mag, eine Teilerscheinung des Ichbewußtseins. Und zwar derjenigen Weisen des Ichbewußtseins, die nicht als solche isoliert erlebt werden, sondern in ein komplexeres Erleben eingebettet sind, aus dem sie nur abstraktiv herausgelöst werden können. Dieses komplexere Erleben ist immer dasjenige eines psychischen Sichvollziehens, eines solchen, bei dem das Ich als irgendwie „handelnd“, „aktiv“, „wollend“, in seiner Subjektqualität fungierend erlebt wird<sup>1)</sup>.

Heveroch und Schilder behaupten beide im Anschluß an die bekannten Lippschen Darlegungen, daß das Ich in jedem Erleben miterlebt werde. Ich halte das nicht für richtig. Meiner Meinung nach ist ein Bewußtsein des Ich nicht zugleich mit dem Bewußtsein äußerer Gegenstände oder dem Bewußtsein einer (urteilsartig formulierbaren) Beziehung solcher äußeren Gegenstände zueinander gegeben. Um bei psychischen Abläufen, die uns äußere Gegenstände oder Beziehungen geben, zu erkennen, daß sie in mir ablaufen, bedarf es einer besonderen Einstellung auf den Vorgang des Erlebens dieser Gegenstände. Diese Einstellung muß zum Zwecke der „Selbstbeobachtung“ der erlebenden Vollzüge, die sich auf äußere Gegenstände richteten, erst künstlich erzeugt werden; und sie modifiziert den phänomenologischen Bestand dieser Vollzüge (Comte), sie „alteriert und verstellt“ ihn (Kant), wenn auch nicht essentiell. Denn bei dem schlichten Vollzug originär gebender Funktionen ist das Subjekt auf den Gegenstand dieser Vollzüge eingestellt. Es gibt also Gegenstände, ohne daß das Ich, welchem sie erlebend gegeben werden, in diesem Erlebnis miterlebt wird. In welchem Anteil des gebenden Aktes sollte denn das Ich enthalten sein, wenn dieser Akt mir beispielshalber „rot“, „den Baum“, „den Tisch“ zum Bewußtsein bringt? Schilder selber (S. 5) muß eingestehen, daß das Ich bei derartigen Akten weder in der Qualität noch in der Materie der Intention enthalten ist. Diese beiden Momente konstituieren aber das Wesen des Aktes als eines Erlebnisses. Es ist auch irrig, wenn Schilder ein derartiges Erleben richtig zu beschreiben glaubt mit den Worten: „Ich nehme den Tisch wahr.“ Das schlichte Erleben ist vielmehr: „Da ist ein Tisch.“ Die Tatsache, daß dieses „da ist“ durch das „ich nehme wahr“ gegeben wurde, diese Tatsache beruht auf einem neuen Akt, der sich auf das Erleben des Tischns richtet, einem Bemerken, einer Beobachtung des Erlebens als eines

<sup>1)</sup> Wir benützen hier vorläufig das Wort „Erleben“ nicht in dem exakt herausgearbeiteten Sinne meines Buches, sondern in der allgemeinen und umfassenden Bedeutung, die Lipps und die gegenwärtige Phänomenologie ihm zuweist.

Vorganges in mir. Dies ist etwas anderes als das schlichte Erleben des Tisches. Ich teile die Ansicht Brentanos nicht, daß das Erleben und das Erleben des Erlebens in einem und demselben Akte gegeben seien; in meinem Buch habe ich mich damit ausführlich auseinandergesetzt. Aus der hier angegebenen Stellungnahme folgt aber andererseits keineswegs eine Nötigung, die sensualistische Lehre der Perzeption für richtig zu halten. Lipps widerlegt diese Lehre völlig schlagend. Er zeigt die Aktnatur alles Perzipierens; er zeigt, daß man „das Ich nicht in Gedanken weglassen“ kann. Aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß dies Ich im Erlebnis des perzipierten Gegenstandes mit vorkommen muß; nur dies ist damit ausgemacht, daß es zur Perzeption notwendig hinzugehört. Ist diese Perzeption der Gegenstand eines Erlebens, etwa einer Selbstbeobachtung, so wird man es in diesem Erleben vorfinden.

Also sobald die „Aufmerksamkeit“ von dem Gegenstand des Erfassens, Konstatierens, Wahrnehmens und ähnlicher gebender Bewußtwerdungen abgelenkt und auf die gebenden Vollzüge selber gerichtet wird, tritt an die Stelle des Gegenstandserlebnisses ein Bewußtsein der Ichbezogenheit jenes Erlebens. Ich betrachte dies Erleben dann als Geschehen in mir. Ich erlebe mich erlebend, z. B. etwa wahrnehmend oder urteilend. Es entsteht hier also das Bewußtsein des Ich bei der „inneren Wahrnehmung“ oder dem Erleben subjektiver Tätigkeit (nämlich des Erlebens).

Hier konstatieren wir einen phänomenologischen Grundunterschied, der zwischen „äußerer“ und „innerer“ Gegenständlichkeit in der Weise des Gegebenseins besteht. Bei Gegenständen äußerer Wahrnehmung bedarf es erst einer besonderen Einstellung auf den Wahrnehmungsprozeß als subjektive Tätigkeit, um sich des Ich nach seiner aktiven und rezeptiven Seite hierbei bewußt zu werden. Bei Gegenständen der inneren Wahrnehmung ist diese Einstellung der Aufmerksamkeit auf den Wahrnehmungsvorgang nicht erst nötig. Daß ich handle oder denke oder einen Schmerz fühle, ist mir unmittelbar im Erlebnis des Handelns, Schmerzfühlens usw. mitbewußt. Von den Gegenständen innerer Wahrnehmung habe ich somit unmittelbar ein Bewußtsein des Ich. Sie sind meine inneren Vorgänge und sind mir, zugleich mit ihrem Gegebensein, als meine gegeben. Es liegt im Wesen dieser inneren Gegebenheiten als „innerer“, daß das Ich, in dem sie ablaufen oder gegeben werden, in der Materie der auf sie gerichteten Akte vorkommt. Dies ist ein phänomenologisches Wesensmerkmal der psychischen Sphäre, im Gegensatz zur physischen. Die theoretischen Gründe, aus denen dieser fundamentale Unterschied der beiden Natursphären hinsichtlich ihres phänomenalen Gegebenseins hergeleitet werden muß, habe ich in meinem Buche in den Kapiteln der Wissenschafts-

theorie des Psychischen ausführlich entwickelt, ich gehe hiërauf nicht weiter ein.

Die unmittelbar bewußte Ichbeziehung haftet nicht nur an der psychischen Sphäre, der Sphäre der Gegenstände für die innere Wahrnehmung. Sie haftet auch am Vollzug des inneren Wahrnehmens als meiner Tätigkeit. Hierin gleicht das innere Wahrnehmen dem äußeren Wahrnehmen, sobald ich dieses zum Gegenstande inneren Wahrnehmens mache.

Wir brauchen uns dabei nicht auf die Frage einzulassen, ob es „innere Wahrnehmung“ als eine besondere Klasse von Akten gebe, und wie diese beschaffen sei. Auch hiervon habe ich in meinem Buche gehandelt. Wir stellen hier einfach fest: Jeder bewußtseinsfähige psychische Ablauf und jeder Teil eines solchen kann Gegenstand eines auf ihn gerichteten vergegenwärtigenden oder konstatierenden Aktes werden, dadurch, daß die „Aufmerksamkeit“ sich auf ihn einstellt. Gleichviel welcher Art diese auf ihn gerichteten vergegenwärtigenden Akte sein mögen, und gleichviel ob sie spezifische Wesensmerkmale aufweisen: wir nennen sie eben innere Wahrnehmung. Seelisches wird hierdurch in einer besonderen Weise bewußt, die wir im folgenden als „bemerkt“ bezeichnen wollen. Bemerkt wird Seelisches nur, sofern es Gegenstand dieser besonderen intentionalen Einstellungen wird, die wir im Sinne der alten Psychologie als inneres Wahrnehmen zusammenfassen. Es ist uns also gleichgültig, wie weit in diese Akte ein Erinnern (Lipps), wie weit ein Denken (Locke) in sie eingeht, wie weit endlich „wahrnehmende“ Intentionen von gleicher Art wie die perzeptiven mit im Spiele sind.

Nicht bemerktes Seelisches braucht aber noch nicht unbewußt zu sein. Es gibt vielmehr psychische Abläufe, welche ganz unabhängig davon, daß sie wie alles Psychische zu Gegenständen inneren Wahrnehmens werden können, an sich schon als unmittelbar bewußte gegeben sind. Diese nennen wir im engeren Sinne Erlebnisse. Hierher gehören unter anderem Bewußtseinsweisen psychischer Qualitäten, Vorstellungen, „Gefühle“ und Komplexionen aus alledem. Diese Erlebnisse sind sämtlich von Aktcharakter. Bei ihnen weiß ich unmittelbar, ohne sie erst bemerken zu müssen, daß es die meinigen sind. Freilich kann dieses Wissen an der Schwelle der Deutlichkeit verbleiben; es kann auch dem Bemerktworden entgehen; denn das Erleben fesselt in solchen Fällen unser inneres Wahrnehmen nicht im Hinblick auf seine Seinsweise, sondern im Hinblick auf das, was es gibt.

Gemäß den Darlegungen meines Buches unterscheiden wir Erlebnisse in diesem zweiten, streng phänomenologischen Sinn von psychischen Vorgängen überhaupt dadurch, daß dem Erlebnisse die un-

mittelbare Bewußtseinsgegebenheit wesensnotwendig ist, was für innere Abläufe ohne Erlebnischarakter nicht zutrifft. Ein Teil von diesen letzteren kommt nur als Gegenstand inneren Wahrnehmens zum deutlichen Bewußtsein oder Bemerktssein. Ein anderer Teil hat, ohne aber Erlebnis in unserm Sinne zu sein, ebenfalls eine unabhängig vom Bemerktswerden bestehende. Bewußtseinsvertretung unmittelbarer Art, z. B. die Achschen Bewußtheiten, die Willensvorgänge usw. Wir trennen diese bewußtseinsrepräsentierten Nichterlebnisse von den eigentlichen Erlebnissen ab, weil ihre unmittelbare Bewußtseinsvertretung für das Wesen ihres Ablaufens zufällig und belanglos ist, während die Erlebnisse ihr Wesen in der Art ihrer Bewußtseinsgegebenheit erschöpfen. Bei derartigen inneren Vorgängen nun, die nicht Erlebnisse sind, aber eine Bewußtseinsvertretung haben, auch ohne Gegenstand inneren Wahrnehmens zu sein, ist das Ichbewußtsein in der unmittelbaren Bewußtseinsvertretung derselben mitenthalten. Es wird bemerkt, sobald die Aufmerksamkeit von der gegenständlichen Richtung jener Vorgänge abgezogen und auf ihre Bewußtseinsvertretung eingestellt wird<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die hier vollzogene Trennung der Bewußtseinsgegebenheit eines psychischen Phänomens von seinem inneren Wahrgenommenwerden, die sehr fest begründeten Lehren widerspricht, bleibt zunächst eine dogmatische Behauptung. Weshalb sie erfordert ist, kann nur kurz an dieser Stelle angedeutet werden; das Problem ist eines der schwierigsten überhaupt und läßt sich in wenig Worten nicht erschöpfen. Das Wahrgenommenwerden eines Phänomens bewirkt erstens dessen anschauliches, evidentes, durch keinen logisch-reflektiven Prozeß vermitteltes Bewußtsein, zweitens dessen phänomenale Struktur, d. h. sein gegenständliches Gegebensein in dem formalen Rahmen aller potentiellen phänomenalen Gegebenheiten. Die diese phänomenale Struktur bewirkende Funktion fundiert die Einheit und Eindeutigkeit des Phänomens als einer Wahrnehmungsgegebenheit. Das innere Wahrnehmen eines Phänomens gibt dasselbe also dem Bewußtsein in der Form der evidenten synthetischen Einheit. Nun gibt es aber phänomenologisch zweifellos Bewußtseinsstatbestände, denen der eine oder der andere dieser Charaktere des Wahrgenommenwordenseins fehlt. Man kann das Bewußtsein dieser Tatbestände aber auch natürlich nicht als ein nur reflektives auffassen; denn es ist ebenfalls unmittelbar und enthält anschauliche Elemente, bloß als noch ungeordnete Mannigfaltigkeit (Beispiel: manche Gefühle, Affekte, Marbeschen Bewußtseinslagen —). (Unter „anschaulichem“ Bewußtsein verstehen wir hierbei das in der klassischen Psychologie wie in der Brentanoschule Geläufige, das wir etwa mit Benussi genügend durch den Unterschied definieren: „Genügt zur Charakteristik der intellektuellen Erlebnisse, die beim Vergegenwärtigen eines Gegenstandes erforderlich sind, die Anführung bloßer Vorstellungsvorgänge, dann werden wir das Erfassen dieses Gegenstandes ein anschauliches nennen können; reichen dagegen solche Vorgänge nicht aus, dann wollen wir von einem unanschaulichen Erfassen desselben reden“ — Psychologie der Zeitauffassung 1913, S. 11). Angesichts dieser Sachlage scheinen die Tatsachen doch selber unsere Trennung der Weisen von Bewußtseinsgegebenheit zu fordern. Wie eine weder anschaulich noch reflektiv erzielte Bewußtseinsqualität theoretisch zu fundieren wäre, wissen wir freilich nicht, da wir die Husserlschen Aufstellungen hierüber nicht glauben

So ist — was gegen Ach betont werden muß — bei Willensvorgängen nur so viel phänomenologisch unmittelbar gegeben, als sich von ihnen auf das „Ziel“ erstreckt. Nicht aber ist so viel im Bewußtsein vertreten, daß auch die Ichbezogenheit der Willensvorgänge unmittelbar bewußt sein müßte. Auch ihr Ablauf geht vor sich, ohne daß eine neue Einstellung auf ihren Ichcharakter ins Spiel käme. Das Bewußtsein der eigenen Tätigkeit ruht hierbei „unterhalb“ des Bemerktsseins, als eine beigeordnete Komponente der nur partiell bemerkten Bewußtseinsvertretung des Willensvorganges. Die „Zielvorstellung“ und der Komplex der „Vorstellungen der Verwirklichung“ nehmen das Bewußtsein fast vollständig ein. Doch ist, wenn die innere Wahrnehmung auf den Willensimpuls und seine Bewußtseinsvertretung sich einstellt, die Ichbezogenheit desselben sofort gegeben. Ich erkenne dann unmittelbar, daß es mein Impuls und meine Absicht ist, daß ich will, was ich will. Am stärksten gilt dies nach Achs Feststellungen für die Phänomenologie des „energischen Entschlusses“: „Ich will wirklich.“ Aber dieser phänomenologische Befund ist erst das Ergebnis einer wahrnehmenden Hinwendung, er ist nichts Unmittelbares; dies wird bei Ach, wenngleich es auch seine Meinung sein dürfte, nicht genügend deutlich.

Nach dem Gesagten kommen wir zu der Auffassung, daß mit dem Bewußtsein aller inneren Vorgänge — seien sie welche immer — gleichzeitig und in unlösbarer Weise das Bewußtsein gegeben ist, daß diese inneren Vorgänge in mir ablaufen. Gleichviel, welches die theoretische Basis dafür sein mag, so enthalten sie offenbar eine unmittelbare Beziehung auf das Ich, die überall die eine und gleiche ist und zu den Voraussetzungen der Möglichkeit dieser inneren Vorgänge gehört, genau so, wie etwa die Raumanschauung zu den Voraussetzungen der Möglichkeit äußerer Vorgänge für das Bewußtsein gehört. Es gibt also keine besonderen einzelnen Funktionen, durch welche das Ichbewußtsein jeweils erzeugt wird und die neben anderen gebenden Funktionen als „ichspezifische“ gleichgeordnet stünden; es gibt kein funktional spezifisches Ichbewußtsein. Die Sachlage ist

akzeptieren zu sollen (Ideen zu einer reinen Phänomenologie usw. S. 145 ff.). Aber diese theoretische Frage wird unsere obige Trennung, welche sich nur im Hinblick ihrer phänomenologischen Ziele Bedeutung zumißt und rein heuristisch verbleibt, nicht stören. — Es sei übrigens erwähnt, daß man Erlebnisse auch durch die „apperzeptive“ Einheit ihres Wahrgenommenwerdens zu definieren vermag, ohne den von uns angegebenen Trennungen damit zu widersprechen. Nur würde diese Definition die innerlich wahrgenommenen bewußtseinsrepräsentierten Nichterlebnisse nicht von den Erlebnissen trennen. Der Unterschied in der Merkmalsbildung besteht darin, daß wir Bewußtseinsstatbestände ohne Rücksicht auf ihre Modifikation durch das innere Bemerken unterscheiden, während die zweite Definition die innere Wahrnehmung zum unterscheidenden Kriterium macht und auf die Lipppsche unscharfe Identifizierung von Erleben, Bewußtsein und innerem Wahrnehmen hinauskommt.

komplizierter und greift, wie ausgeführt, auf grundlegende allgemeingültige Wesenseigenheiten der Struktur des Psychischen überhaupt zurück.

Dennoch kann nun aber die Bewußtseinsvertretung dieser Ichbezogenheit innerer Vorgänge eine verschiedene sein. Für die normale Psyche ist sie z. B. verschieden je nach der Rolle, die das Ich beim einzelnen psychischen Vorgang erlebnismäßig innehat: ob es sich aktiv oder passiv verhält oder ob in einem funktional komplexeren Erleben die eine dieser beiden Komponenten überwiegt. Die Frage, ob diese qualitative Besonderheit in der objektiven Ichbeziehung oder nur in der Art ihrer Bewußtseinsvertretung zum Durchbruch gelangt, ist nicht entscheidbar; denn das Ich ist nur in der Form seiner Bewußtseinsvertretung für unsere Erkenntnis gegeben und jenseits derselben phänomenologisch nicht untersuchbar.

Das Bewußtsein der Ichbezogenheit innerer Vorgänge bleibt das gleiche, das Ichtum wird subjektiv nicht verändert, wenn diese inneren Vorgänge auch wechseln. Nur die Art des Bewußtwerdens der Ichbeziehung wird hierdurch unter Umständen modifiziert und ebenso durch die wechselnde Einstellung der Aufmerksamkeit, die sich auf die Gegenstände oder intentionale Materie ebenso richten kann wie auf den Funktionsablauf oder Teile an ihm.

Das Bewußtsein des aktiven Ich findet sich bei allen psychischen Abläufen, bei welchen das Ich sich aktiv verhält. Die Willensvorgänge Neigungen, Strebungen und Triebe, soweit sie bewußt ablaufen, lassen einen Zweifel an ihrer Bezogenheit auf ein tätiges oder doch zur Aktivität tendierendes Ich im Bewußtsein des Gesunden gar nicht aufkommen. Bei den an sich unbewußten Trieben kann ein zum mindesten generelles Bewußtsein der Aktivität, ohne weitere Differenzierung, die einzige Bewußtseinsvertretung der Triebe bilden. Ferner liegt ein Bewußtsein des aktiven Ich implizite im Bewußtsein aller objektivierenden Akte, sofern der bei ihrem Vollzug gegebene Gegenstand oder Sachverhalt ein solcher von innerer Wahrnehmbarkeit ist. Dies gilt von allen Meinungen des Subjektes, im weitesten Sinne, seien sie nun „gefühlshaft“, wahrnehmungsmäßig oder urteilsartig. Immer ist das Ich hierbei tätig, nämlich intendierend zu objektivierenden Akten, und weiß sich als tätig, sobald es um sein Tun hierbei weiß.

Das Bewußtsein des aktiven Ich bildet also eine Erlebniseinheit<sup>1)</sup>,

<sup>1)</sup> Man kann hier von Erlebniseinheit reden, sobald wir uns das Bewußtsein des aktiven Ich aus den genannten komplexeren Verbindungen, in denen es auftritt, herausgelöst vergegenwärtigen; denn gemäß unserer Definition des Erlebnisses ist hier im Bewußtsein des aktiven Ich nichts über die Tatsache dieses Bewußtseins Hinausgehendes wesentlich enthalten. Betrachten wir freilich das Ichbewußtsein in seiner jeweiligen Einordnung in komplexere Erlebnisse und bewußtseinsrepräsentierte Nichterlebnisse, so wäre der Ausdruck Erlebniseinheit hierfür allerdings nicht strenge.

bei welcher die Aktivitätskomponente nur begrifflich von der Ichkomponente zu sondern ist.

Die Einstellung der Aufmerksamkeit auf diese Erlebniseinheit, ihr Bemerken, vermag nun aber dieselbe nicht nur in der Intensität zu steigern, sondern auch in ihren Beziehungen zu den übrigen Erlebnissen und damit qualitativ zu ändern. Die qualitative Änderung, die das Aktivitätsbewußtsein durch die Einstellung der Aufmerksamkeit zu erfahren vermag, kann konstelliert sein, wenn nicht der Wille, sondern die latente Dynamik der jeweiligen psychischen Situation die Aufmerksamkeitseinstellung bestimmt; hierbei verhält die Aufmerksamkeit sich passiv. Diese Änderung kann aber auch willensmäßig entstanden sein, durch aktives Richten und Lenken der Aufmerksamkeit. Zu den Qualitäten dieser Änderung gehören auch solche des subjektiven Wertes der bemerkten inneren Vorgänge. Dies wird ganz besonders der Fall sein, wenn die Einstellung der Aufmerksamkeit, die zum Bemerken dieser inneren Vorgänge führte, willensmäßig erreicht war. Wird bei irgendeiner Handlung, die an sich automatisch abzufließen pflegt, infolge plötzlicher Einstellung der Aufmerksamkeit das Bewußtsein der Aktivität geweckt, so steigt diese Aktivität in ihrem subjektiven Werte für das Ich. Vollkommen automatisch verlaufende Vorgänge, mögen sie objektiv noch so wichtig sein — wie der Schritt des Gehenden, der ihn dem Ziele näher bringt — bilden doch gewöhnlich nur einen nebensächlichen, fast unbemerkt bleibenden Bestandteil eines Komplexes, dessen andere Komponenten subjektiv viel wichtiger sind. Wird nun aber hierbei durch das Richten der Aufmerksamkeit das Aktivitätsbewußtsein lebendig, so wird es auf einmal, im Hinblick auf seine motorische Äußerung, in gewisser Weise besonders bedeutsam oder wertvoll. Das Subjekt steht diesem Vorgang nicht mehr gleichgültig gegenüber; es wird sich nicht nur seiner Aktivität bewußt, sondern es bemerkt diese in einer hinsichtlich ihrer subjektiven Wertbedeutung besonders modifizierten Weise. Wir bezeichnen ihre phänomenologischen Effekte als Bewußtsein oder „Gefühl“ der Absichtlichkeit, der Selbständigkeit, der Selbstsicherheit usw. Ihnen gemeinsam ist als jeweils speziell getönte Wertkomponente des allgemeinen Aktivitätsbewußtseins etwa das Gefühl, in bestimmter besonderer Weise der Täter seines Tuns zu sein.

Wir haben die Phänomenologie der bewußten Ichbeziehung nicht ohne Grund auf die des Bewußtseins der Aktivität eingeeengt. Es fragt sich nämlich ganz grundsätzlich, ob nicht jegliches Ichbewußtsein durch das Bewußtsein seiner Aktivitätskomponente erst abgesondert erlebt werden muß. Und ferner ist es fraglich, ob es ein Bewußtsein des passiven Ich gibt, welches nicht nur in einem Fehlen des Aktivitätsbewußtseins beruht, sondern darüber hinausgehend positive phäno-

menologische Kennzeichen hat. Wir glauben zwar, derartige Fälle zu kennen. Aber auch in ihnen kommt das Bewußtsein des passiven Ich nur dadurch zustande, daß das Bewußtsein des aktiven Ich verändert ist oder fehlt. Wir erblicken also im Bewußtsein des aktiven Ich für alle Arten des Icherlebens, auch soweit das Ich sich in ihnen passiv verhält, einen integrierenden Bestandteil.

Das konkrete Erleben, aus welchem wir die jeweilige Weise des Aktivitätsbewußtseins herauschälen können, bietet verständlicherweise diese nicht reinlich von allem Psychischen geschieden, sondern fast stets in den Zusammenhängen eines komplexeren psychischen Geschehens dar. Ihre Herauslösung ist etwas Künstliches. Und wir beobachten ganz allgemein, daß diese Weisen des Icherlebens, welche in einem komplexeren Erlebnis auftreten, durch ein „Gefühl“ repräsentiert werden. In diesem Gefühl ist, wie in einer Einheit, die Weise des Ichbewußtseins mitenthalten; sie ist nicht besonders aus ihm herauslösbar. Andererseits enthält das Gefühl nicht bloß das Icherleben: sondern es enthält immer mehr als den Bewußtseinsausdruck der Aktivität.

Wir erhalten hier also die seit jeher anerkannte Auffassung, daß es bestimmte komplexe Gefühle sind, in denen sich das Erleben des eigenen Ich als eine Komponente neben anderen ausdrückt. Und naturgemäß stehen wir vor der Frage, wie sich jeweils das Gefühls-ganze und seine Anlässe zu der Ichbewußtseinsqualität und ihrer besonderen Eintrittsweise verhält.

Die bisher herrschende Überzeugung beantwortet diese Frage so, daß sie die Weise des Icherlebens mit dem Gefühl, in welches dieses Icherleben eingebettet ist, gleichsetzt. Die Ichzuständlichkeit wird im Gefühl bewußt, die Bewußtseinsweise der Ich-zustände sind die Gefühle; Gefühle sind durch ihren Ichcharakter definiert und gekennzeichnet.

Diese herrschende Auffassung ist irrig. Um sie zu widerlegen, wäre es nötig, die phänomenologische Theorie der Gefühle überhaupt aus ihren Grundlagen zu entwickeln, — was einer anderen Arbeit vorbehalten bleiben muß. Immerhin müssen wir hier die Sache wenigstens insoweit klären, als wir die Frage beantworten: Lassen sich Gefühle durch ihren Ichcharakter umgrenzen und zusammenfassen?

## V. Das Ich und die Gefühle.

Unter den neueren Psychologen umfaßt besonders Wundt die Gefühle als „Gesamtheit der subjektiven, nicht auf Objekte bezogenen Zustände des Bewußtseins<sup>1)</sup>“. Wie „Zustände“ des Bewußtseins auf Objekte bezogen sein können, ist unklar; vermutlich meint Wundt

<sup>1)</sup> Physiol. u. Psychol. I, 355.

die den Bewußtseinszuständen entsprechenden seelischen Vorgänge. „Subjektiv“, d. h. einem individuellen Subjekt zugehörig, sind alle psychischen Zustände und Vorgänge. In diesem Sinne kann also „subjektiv“ nicht als spezifisches Merkmal von Gefühlen gegenüber anderen seelischen Vorgängen ausgesagt werden. Ist aber ein Gegensatz zur gegenständlichen Beziehung überhaupt gemeint, welcher ein Merkmal der Gefühle wäre, so ist dessen Bezeichnung durch das Wort „subjektiv“ unzweckmäßig. Wie nun aber aus Wundts weiteren Ausführungen hervorgeht, ist mit dieser Kennzeichnung eine Beziehung der Gefühle auf Zustände des Subjektes gemeint. Das Subjekt und seine Zustände sind dann also Gegenstand der „Gefühle“. Auch diese sind somit auf ein Objekt bezogen: nämlich auf die Zustände des Subjekts. Es besteht gar kein Gegensatz zwischen den „Gefühlen“ Wundts und den übrigen „Zuständen des Bewußtseins“ hinsichtlich ihrer Beziehung auf ein Objekt. Die Gefühle werden nur durch die besondere Art des Objekts, auf welches sie sich beziehen, abgegrenzt, insofern nämlich zum Objekte der Gefühlsvorgänge das psychologische Subjekt mit seinen Zuständen wird.

Hiernach würden also Gefühle nach ihren Gegenständen abgegrenzt, nach demjenigen, wovon sie Gefühlserlebnis sind. Dies ist aber kein psychologischer Gesichtspunkt der Abgrenzung. Er geht nicht auf eine Weise und Qualität seelischen Verhaltens, sondern auf dessen Gegenstände, also auf ein dem Seelischen nicht wesentliches Merkmal.

Diese Auffassung Wundts wird in dem ausgezeichneten Werke Oesterreichs, welchem jeder Bearbeiter unseres Gebietes eine Fülle von Anregungen und Belehrungen verdankt, zu einer grundsätzlichen Bedeutung erhoben, gegen die ich mich wenden muß. Bei Oesterreich wird es gewissermaßen als gar nicht begründungsbedürftige, selbstverständliche Sache vorausgesetzt, daß das Ich „kein selbständiger, isolierter Inhalt des Bewußtseins“ ist, „auch kein für sich bestehendes Etwas, das noch jenseits der Gefühle und neben ihnen stände, sondern es liegt in den Gefühlen; es ist das Etwas, dessen Zustände die Gefühle sind<sup>1)</sup>“. Demgemäß „sind Gefühle stets Ichzustände“. Auch „scheinen sie . . . unabhängig von jeder Beziehung auf einen Inhalt vorkommen zu können“, im Gegensatz zu allen anderen Funktionen<sup>2)</sup>. Sie sind, wie bei Wundt, „subjektiver“ Natur, wobei subjektiv mit „ichhaft“ gleichgesetzt wird. Oesterreich wendet sich gegen Stumpfs Theorie der „Gefühlsempfindungen“: sie seien unmöglich, sie müßten sonst „zugleich subjektiver und objektiver Natur sein“. „Es läßt sich aber der unmittelbar gewisse, die höchste Evidenz besitzende Satz auf-

<sup>1)</sup> Phänomenologie des Ich usw. Leipzig 1910, S. 12.

<sup>2)</sup> l. c. S. 14.

stellen, daß irgendein Phänomen niemals subjektiver und objektiver Art sein kann. Entweder ist es eine Zuständlichkeit, eine Funktion des Ich, oder es gehört der Sphäre des Nichtich an. Beiden kann es unter keinen Umständen zugehören, sondern nur einer von ihnen.“ Dies wird noch durch folgende Zusätze unterstrichen: „Dieser Satz gehört zu den apriorischen Grundsätzen der Psychologie; denn auch in ihr finden sich derartige Sätze, wenn auch eine nähere Zusammenstellung und Untersuchung derselben noch nicht vorliegt. Dabei bedeutet apriorisch nicht, daß die Sätze vor aller Erfahrung aufgestellt worden sind. Es bedeutet vielmehr nur, daß sie, obschon bei Gelegenheit von Erfahrung aufgestellt, doch über diese isolierte Einzeltatsache hinausgehen. Er gründet sich nicht auf Induktionen<sup>1)</sup>.“

Hier liegen offenbar Mißverständnisse vor. Oesterreichs Satz, daß alles Psychische entweder dem Ich oder dem Nichtich angehört, ist kein Grundsatz, sondern nur eine logische Formel aus dem Satz vom Widerspruch. Er gilt nicht nur vom Psychischen, sondern von allen nur denkbaren Dingen: Sie sind alle entweder A oder non A. Ich bin ganz der Ansicht Oesterreichs, es müsse rationale Grundsätze jeder möglichen Psychologie geben, und ich habe die Deduktion derselben ja auch in meinem Buche versucht. Ebenso stimme ich mit ihm darin überein, daß die Induktion zu ihrer Auffindung nicht ausreicht. Aber Oesterreich übersieht, daß derartige Sätze synthetischen Charakter haben müssen und keine bloßen analytischen Sätze der Logik sein dürfen. Er setzt nun „Ich“ und „Nichtich“ mit den Begriffen „subjektiv“ und „objektiv“ gleich. Ob er dazu berechtigt ist, ist eine Frage für sich. Tut er dies aber, so betrachtet er „subjektiv“ und „objektiv“ als Glieder einer vollständigen Disjunktion, und dann wird an der nur logischen Natur seines Satzes durch diese Wort nichts geändert.

Er bestreitet ferner die Aktnatur von Gefühlsvorgängen. Nun ist die Aktnatur aller psychischen Phänomene nicht bloß eine Tatsache der Beobachtung — denn dann wären Ausnahmen möglich. Der Akarakter gehört vielmehr dem bewußt-psychischen Geschehen wesentlich zu. Mithin ist er theoretisch notwendig; und so lehrt ihn auch der Empirismus Brentanos und seiner Schule, welcher ihn als Definitionsmerkmal des Psychischen benutzt. Ist aber die Aktnatur alles Bewußten eine theoretische Notwendigkeit, und wird dennoch behauptet, Gefühle seien nicht Akte, so sind diese beiden Behauptungen widerspruchsfrei nur zu vereinbaren, wenn man annimmt, daß solche Gefühle entweder bloße Qualitäten oder abstraktive Momente an Akten sind, ohne psychische Selbständigkeit zu besitzen. Diese Annahme würde Oesterreich aber mit Recht ablehnen.

<sup>1)</sup> I. c. S. 61.

Wenn Oesterreich die Aktnatur der Gefühle bestreitet, so tut er dies lediglich, um der besonderen Stellung gerecht zu werden, welche seiner Ansicht nach die Gefühle zum Ich einnehmen. Seine These: Gefühle sind Zuständlichkeiten des Ich — ist aber vieldeutig. Natürlich sind Gefühle als Erlebnisse Zustände des Ich in dem gleichen Sinne, in welchem auch jedes andere Erlebnis ein Zustand des Ich ist. Das Gefühl als seelischer Vollzug, als die Weise einer Funktion oder Funktionsklasse ist aber ebensowenig ein Zustand des Ich, wie das Verhalten irgendeiner anderen Funktionsklasse ein Zustand des Ich ist. Diese sind vielmehr Tätigkeitsweisen des Ich.

Ferner aber kann der Satz Oesterreichs auch besagen wollen, Gefühle beziehen sich auf Zustände des Ich. Auch hierbei sind mehrfache Bedeutungen dieser Formulierung zu erörtern. Gefühle können sich nämlich nur als Vollzüge, als Akte auf irgend etwas, also auf das Ich oder auf die Zustände des Ich beziehen. Das Phänomen Gefühl aber, so wie es im Erlebnis erscheint, stellt bereits das Vollzogensein dieser Beziehung auf Etwas dar. In ihm ist dies Etwas als dasjenige, was es durch den Vollzug der intentionalen Beziehung wird, bereits bestimmt. Und zwar im Falle der Gefühlsvollzüge als Ich oder Ichzustand. Was also phänomenal als Gefühl, nämlich als bestimmter Ichzustand erscheint, kann nicht identisch sein mit dem Vollzug der Gefühlsakte; diese Akte selber sind ihrerseits nur möglich, wenn der durch sie zu bestimmende Gegenstand eben in jenem Ich und seinen Zuständen liegt, welche im Erlebnis „Gefühl“ spezifisch gegeben erscheinen. Der Satz, Gefühle seien Ichzustände, kann nur aufrechterhalten werden, wenn unter Gefühlen das phänomenale Erscheinen eines Aktvollzuges verstanden wird, dessen Gegenstand das Ich ist, nicht aber dieser Aktvollzug selber.

Nun bestreitet aber Oesterreich den Aktcharakter von Gefühlen. Würde er ihn zugeben, so würde die Begriffsbestimmung von „Gefühlen“ als die gegenständliche Besonderheit dieser Aktklasse im Sinne von Wundt aufrechterhalten bleiben. Das Ich würde Gegenstand von Akten werden. Dann erscheint es im materialen Erlebnis dieser Akte. Zu diesen Akten gehören auch die Gefühle. Aber Oesterreich weist dem Ich eine nicht ganz geklärte Sonderstellung zu. Er behauptet mit vollem Recht, das Ich stünde grundsätzlich zu allen psychischen Vollzügen in einer besonderen, einzigartigen Stellung, welche sich von der der psychischen Vollzüge selber und ihrer Gegenstände grundlegend unterscheide. Aus diesem richtigen Satz vom spezifischen Ichcharakter des psychologischen Subjektes, den Oesterreich gegen Hume und die Engländer sowie gegen alle sensualistisch-coenästhetischen Lehren von der Entstehung des Ichbewußtseins glücklich verteidigt, scheint er aber die irrige Folgerung herzuleiten, das Ich könne

niemals zum Objekt von Akten werden<sup>1)</sup>. Wäre diese Folgerung richtig, könnte das Ich niemals Gegenstand eines Aktes werden, so wäre auch diese Behauptung — das Ich könne niemals Gegenstand eines Aktes werden — unmöglich. Denn diese Behauptung — als eine psychologische Behauptung über das Ich — ist selber nur möglich, wenn das Ich zum Gegenstand des behauptenden Aktes gemacht worden ist. Der Inhalt der Behauptung widerspricht ihrer Möglichkeit. Kann das Ich niemals psychologisches Objekt werden, so kann es auch nicht psychologisches Objekt der Behauptung werden, daß es niemals psychologisches Objekt werden kann.

Es gibt aber gar keinen theoretischen Grund, warum nicht auch das psychologische Subjekt eines Aktes zum Objekt eines zweiten Aktes sollte gemacht werden können. Dieser zweite Akt braucht nicht ausschließlich ein Gefühlsakt zu sein; aber er kann natürlich einer sein. Husserl teilt völlig diese grundsätzliche Überzeugung<sup>2)</sup>: „Nach uns ist die Sache ganz klar: Akte richten sich auf die Eigenart von Akten, in denen etwas erscheint; oder Akte richten sich auf das empirische Ich oder auf seine Beziehung auf den Gegenstand.“ „Vielleicht nimmt man Anstoß an unserer obigen Behauptung, daß das Ich sich selbst erscheine, von sich selbst Bewußtsein und speziell Wahrnehmung habe. Aber die Selbstwahrnehmung des empirischen Ich ist die alltägliche Sache, die dem Verständnis keine Schwierigkeiten bietet. Das Ich wird so gut wahrgenommen, wie irgendein äußeres Ding. Daß der Gegenstand nicht mit allen Teilen und Seiten in die Wahrnehmung fällt, tut hier wie dort nichts zur Sache.“

Das Ich kann also jederzeit Gegenstand von Akten werden, und zwar nicht bloß von Gefühlsakten. Man muß nur unterscheiden: das Subjekt dieser Akte, und das Ich, welches (als Subjekt anderer Akte)

---

<sup>1)</sup> Hierauf lassen seine Gleichsetzungen von „subjektiv“ und „Ich“, „objektiv“ und „Nichtich“ schließen, ebenso seine Behauptung des „völlig anderen“ Gegebenseins vom Ich und Objekten. Ferner auch folgendes: Oesterreich zitiert (S. 70) den Satz Stumpfs. (Zur Einteilung der Wissenschaften S. 9): „Der Ichgedanke hat nichts mit dem allgemeinen Gegenstandsbegriffe zu tun. Er ist nicht etwa das notwendige Korrelat dazu, sondern selbst nur eine besondere Form davon.“ Hierzu sagt Oesterreich, „Stumpf bestreite, daß das Ichsubjekt ein spezifisches Erlebnis ist und kein bloßer Komplex von Objektivem“. Dieser Gegensatz ist wohl die Quelle allen Irrtums. Stumpf bestreitet mit seinem Satz in keiner Weise, daß das Icherlebnis ein spezifisches ist. Diese Aussage — daß das Icherlebnis ein spezifisches ist — ist aber nur möglich, wenn dies Erlebnis zum Gegenstand einer Beobachtung oder Reflexion gemacht wird. Seine Objektivierbarkeit muß also, obwohl es ein Icherlebnis (Stumpf: „Ichgedanke“) ist, für jede mögliche Aussage, auch für die der „Spezifität“, vorausgesetzt werden. Es geht also nicht an, das Icherlebnis außerhalb aller möglichen Gegenständlichkeit zu stellen; und dies ist auch der Sinn des Stumpfschen Satzes.

<sup>2)</sup> Logische Untersuchungen 2, 362.

die Materie für diese neuen Akte bedeutet. Daß diese beiden psychologisch ganz verschiedenen Ich in einem identischen Ich gründen, und daß ein Bewußtsein dieser Identität besteht und sich auch erlebnismäßig darstellen kann, dies gehört einem Problemgebiet an, welches in der Wissenschaftstheorie des Psychischen seine Beantwortung zu finden hat. In meinem Buche habe ich diese Antwort ausreichend gegeben. Das Bewußtsein der Identität des Ich bildet also für die hier vorliegende Arbeit keinen Gegenstand besonderer Untersuchung.

Die Frage nach der Möglichkeit oder Wirklichkeit nicht-intentionaler Gefühle scheint unvereinbar zu sein mit der gegenständlichen Beziehung alles psychischen Geschehens, wie wir sie an anderem Orte als konstitutives Merkmal desselben wissenschaftstheoretisch abgeleitet haben. Wir haben bisher die Bezeichnungen „intentionale“ und „gegenständliche“ Beziehung gleichbedeutend gebraucht. Jedoch könnte es sein, daß der Begriff der intentionalen Beziehung phänomenologisch eine Bedeutung gewinnt, welche sich mit der wissenschaftstheoretisch fundierten Bedeutung der gegenständlichen Beziehung des psychischen Geschehens nicht zu decken braucht. Und zweitens könnte es sein, daß gewisse Gefühle oder andere seelische Gebilde aufgefaßt werden müssen als der phänomenale Ausdruck nicht eines vollständigen seelischen Geschehens, sondern einer Komponente an ihm, von qualitativer Selbständigkeit, für welche aber die gegenständliche Beziehung des Ganzen, zu dem sie als selbständiger Teil gehört, nicht wesentlich ist.

Wir müssen uns hier wenigstens provisorisch über den Begriff der Intention verständigen. Tatsächlich liegt in ihm mehr als die bloße gegenständliche Beziehung: es kommt nämlich hinzu, daß das eine Glied dieser Beziehung ein tätiges Ich ist (was dieses Ich phänomenologisch und theoretisch ist, bleibt dabei außer acht); und ferner kommt hinzu, daß die Tätigkeit dieses Ich auf die Verwirklichung der Beziehung „gerichtet“ ist. Im Begriff der Intention liegt also die Richtung auf einen Gegenstand, und zwar die Richtung der seelischen Tätigkeit auf einen Gegenstand, und zwar durch das richtende Subjekt dieser Tätigkeit. Intentionale Funktionen sind psychologische Möglichkeiten eines Tuns in bestimmter Richtung („Fähigkeiten“ zu etwas), sie sind die Möglichkeiten von Weisen, sich gerichtet zu verhalten, für ein Ich. Innerhalb der gegenständlichen Beziehung von Akten sind also Verwirklichungen intentional gerichteter Funktionen, rein logisch genommen, eine besondere Spezies. Indem wir aber alles Bewußt-psychische auf die tätigen Weisen des seelischen Subjektes letztthin zurückführen und die Notwendigkeit dieser Zurückführung wissenschaftstheoretisch begründen, fällt für uns die logische Differenz nicht mit einer der Gegenstände zusammen. Alles psychische Erleben

usw. ist hiernach vielmehr auf gegenständliche Funktionen zurückzuführen; und diese wiederum sind als intentionale darstellbar. Es ist also lediglich der Gesichtspunkt der Begriffsbildung beider Begriffe ein verschiedener; und zwar, wie hier vorweggenommen werden kann, beim Begriff der gegenständlichen Beziehung ein theoretischer der Erklärung, bei dem der Intention ein solcher der phänomenologischen Deskription. Letztere geht auf den phänomenalen Bestand von psychischem Geschehen, soweit es „Erlebnis“ ist. Es könnten also als nichtintentional nur Nichterlebnisse in Frage kommen. Auch wenn man von Gefühlen als phänomenalen „Zuständen“ spricht, so ist die Natur dieser Zustände als Gebilde nur in der Vollziehung intentionaler Funktionen, in intentionalen Akten, erscheinend.

Damit bliebe bloß die zweite Möglichkeit, die wir oben nannten, zur Klärung der Frage nichtintentionaler Gefühle oder sonstiger Gebilde zu erörtern übrig. Bei dieser Erörterung knüpfen wir an Ausführungen Husserls, die von unserer Art der Gedankenführung freilich stark abweichen, an.

Dieser hervorragende Denker erörtert aufs Eindringendste den Begriff der Intention; das Ergebnis ist dem unsern wesentlich gleich. Aber in der Frage, ob Erlebnisse durch ihren Charakter als intentionale Akte zu definieren seien, verhält seine Stellungnahme sich nicht völlig eindeutig. So sagt er<sup>1)</sup>: „Es ließe sich zeigen, daß keineswegs alle psychischen Phänomene im Sinne einer möglichen Definition der Psychologie ebensolche im Sinne Brentanos, also psychische Akte sind, und daß auf der anderen Seite unter dem bei Brentano äquivok fungierenden Titel ‚physische Phänomene‘, sich ein guter Teil von wahrhaft psychischen Phänomenen findet.“ Hier wird unter „wahrhaft psychischen Phänomenen“ ein Begriff gebildet, in welchem „psychisch“ einfach anders definiert ist als bei Brentano. Auf dieses Verfahren kann man genau das erwidern, was Husserl selber denen entgegnet, welche ähnliche Ausnahmen für die Gefühlsphänomene postulieren<sup>2)</sup>: „Für uns gibt es keine Streitfragen wie die, ob wirklich alle psychischen Phänomene, z. B. die Gefühlsphänomene, die bezeichnete Eigentümlichkeit (Aktcharakter) haben. Statt dessen wäre zu fragen, ob die betr. Phänomene ‚psychische Phänomene‘ sind. Die Sonderbarkeit dieser Frage entspringt aus der Unangemessenheit dieser Worte.“ Das scheinbare Belieben in der Grenzziehung des Begriffs „psychische Phänomene“ und seiner Definition durch den Aktcharakter liegt Brentano ganz fern, und entspringt bei Husserl lediglich dem Mangel wissenschaftstheoretischer Gebundenheit seiner phänomenologischen Statuierungen. Es handelt sich hier aber nicht um

<sup>1)</sup> Logische Untersuchungen 2. Aufl. 2, 364.

<sup>2)</sup> l. c. S. 369, Anm. 1.

Nominaldefinitionen. Husserl kommt nach eindringender Klärung der Sachlage zu der Überzeugung<sup>1)</sup>: „Die intentionale Beziehung, rein deskriptiv verstanden, als innere Eigentümlichkeit gewisser Erlebnisse, fassen wir als Wesensbestimmtheit der ‚psychischen Phänomene‘ oder ‚Akte‘, so daß wir in Brentanos Definitionen, sie seien ‚solche Phänomene, welche intentional einen Gegenstand in sich enthalten‘, eine essentielle Definition sehen.“ Nur die theoretische Ungebundenheit des „reinen“ Phänomenologen, in welcher wir nicht gerade einen Gewinn erblicken, vermag wenige Sätze später zu schreiben<sup>2)</sup>: „Daß nicht alle Erlebnisse intentionale sind, zeigen die Empfindungen und Empfindungskomplexionen.“ Logisch sind diese verschiedenen Erklärungen nicht zu vereinbaren.

Wie steht es nun mit dem sachlichen Beispiel, welches Husserl hier für die Existenz nichtintentionaler Erlebnisse erbringt, den Empfindungen? „Irgendein Stück des empfundenen Gesichtsfeldes, wie immer es durch visuelle Inhalte erfüllt sein mag, ist ein Erlebnis, das vielerlei Teilinhalte in sich fassen mag, aber diese Inhalte sind nicht etwa von dem Ganzen intendierte, in ihm intentionale Gegenstände.“ Husserl selber hat an anderer Stelle uns die Mittel an die Hand gegeben, um diese Frage in anderem Sinne zu klären, als er selber es hier tut. Die fraglichen „Inhalte“ sind gar keine Erlebnisse oder Teilerlebnisse oder selbständige Teile eines Erlebnisses; sie sind vielmehr unselbständige Teile der Materie eines intentionalen Erlebnisses, dessen Intentionalität auch Husserl selber nicht in Zweifel zieht: des visuell erfüllten Gesichtsfelds. Und dies gilt allgemein: Empfindungen fungieren nie anders. Reine Empfindungserlebnisse aber, welche man experimentell erzeugen kann, sind niemals „Empfindungen“ im Sinne dieser unselbständigen Teilmaterien, sondern sind ihrerseits echte intentionale Erlebnisse, und zwar vom generischen Charakter der Erkenntnisvollzüge. Husserl hat diese Möglichkeit wohl nicht beachtet, darum erkennt er eigene Empfindungsakte nicht an. Es gibt sie; freilich nur in diesem künstlich arrangierenden Sinne; davon kann man sich durch phänomenologische Vergegenwärtigung leicht überzeugen.

Und nun zur Frage der nichtintentionalen Gefühle. Husserl geht von dem Zweifel aus<sup>3)</sup>, „ob nicht der Gesichtspunkt der Abgrenzung der Erlebnisse in intentionale und nichtintentionale ein bloß äußerlicher sei“. Es könnten vielleicht dieselben Erlebnisse bald intentionale Beziehung haben und bald nicht. Dann wäre die Intentionalität ihnen unwesentlich. So könnten Gefühle bloße Zustände sein, nicht

<sup>1)</sup> l. c. S. 368.

<sup>2)</sup> l. c. S. 369.

<sup>3)</sup> l. c. S. 387.

Akte. Wo sie sich auf Gegenstände beziehen, da besteht diese Beziehung nur infolge der Verknüpfung dieser Zustände mit Vorstellungen. Husserl löst diese Frage im Sinne Brentanos, der völlig auch der unsere ist. Wir haben nicht bloß die Vorstellung und dazu das Gefühl als etwas zur Sache völlig Beziehungsloses, nur assoziativ Angeknüpftes. Sondern das Gefühl richtet sich auf den vorgestellten Gegenstand, und ohne solche Richtung könnte es überhaupt nicht sein. Assoziativ ist dieser Charakter der Richtung aber nicht von einem Vollzug auf den anderen übertragbar. Daher kann er beim Gefühl nicht von der Vorstellung herübergeleitet sein. Er gehört also dem Gefühl wesentlich selbst an.

Damit ist nun auch unsere zweite Frage beantwortet: ob Gefühle nicht als Komponenten selbständiger Art in einem intentionalen Aktganzen enthalten sein könnten, ohne daß ihnen die Intention dieses Ganzen wesentlich zu sein braucht. Diese Frage muß verneint werden. Gefühlsakte werden durch Erkenntnisakte fundiert<sup>1)</sup>. Diese Akte verweben zu einem komplexeren Gesamtakt aufnehmender Art. Aber der Aktecharakter des Gefühls ist nicht eliminierbar, er gehört ihm wesentlich zu. Wenn Husserl in der Folge dies auch noch phänomenologisch für die Gefühlsweisen des Gefallens und Begehrens genau dartut, welche nach Nelsons Darlegungen auf den Funktionen des Interesses beruhen, so haben diese Einzelfeststellungen für unseren allgemeinen theoretisch gesicherten Standpunkt nichts Überraschendes, so willkommen sie sind.

Somit kämen wir zum letzten Problem, welches wir bei Erörterung des Gefühlsbegriffs herausgreifen wollten: dem Problem der „Gefühls-empfindungen“. Wir können hierzu an die Frage nichtintentionaler Gefühle nochmals anknüpfen. Man kann sich nämlich die Frage stellen, ob nicht die „sinnlichen Gefühle“, Schmerz, und die „Gefühls“-komponenten der körperlichen Sensationen, die ja für die Genese des Ich-Erlebens so besondere Bedeutung haben, nichtintentionaler Art sind. In gewisser Weise werden freilich auch sie, in der Komplexion mit Empfindungen, in welcher sie (vermutlich) stehen, gegenständlich bezogen. Diese Beziehung ist ein intentionales Erlebnis. Die materialen Teilinhalte desselben sind aber zweifellos keine Erlebnisse. Genau so wenig sind ja die Teilmaterien von Wahrnehmungsakten, welche wir Empfindungen nennen, Erlebnisse. Die hier gemeinten „Gefühle“ fungieren in ganz ähnlicher Weise als darstellende Inhalte eines Wahrnehmungsaktes. Sie gehören also zweifellos nicht in die Klasse der Gefühle (wir verwenden hier diesen Begriff im Sinne von Wundt und Lipps), sie stehen zu ihr als mögliche Teilmaterien, nicht anders als die Empfindungsqualitäten zur Wahrnehmung.

<sup>1)</sup> Natürlich brauchen dies keine aktuellen Erkenntnisakte zu sein. Phänomenologisch gibt es auch aktuell unfundierte Gefühle.

Von „nichtintentionalen“ „Gefühlen“ kann hier also nur durch eine Quaternio terminorum die Rede sein.

Die hier in Rede stehenden Akte hat Stumpf unter den Begriff „Gefühlsempfindungen“ als besondere Funktionsklasse zusammengefaßt<sup>1)</sup>, mit der Begründung u. a., daß an ihren Teilmaterien Empfindungs- und „Gefühls“inhalte nicht trennbar seien. Husserl, der dem Schmerz überhaupt jeden Inhalt bestreitet und infolgedessen die Aktnatur von Schmerzerlebnissen nicht anerkennt (so wenig wie eigene Empfindungsakte), kannte wohl die exakten Untersuchungen Goldscheiders und anderer Experimentalforscher darüber nicht. Auch wenn das keine prinzipielle Frage wäre, sondern eine Tatsachenfrage, so würden die Ergebnisse der experimentellen Untersuchungen gegen ihn sprechen. Diese kann man freilich nicht „phänomenologisch in reiner Wesensschau erfassen“, dazu eignet sich die Materie kaum; experimentelle Sensibilitätsprüfungen sind da entschieden überlegen. Prinzipiell aber ergibt sich, was schon die Tatsachen experimenteller Art zeigten: daß die „Gefühlsempfindungen“ genau so konstituiert sind wie alle Akterlebnisse und ihren „Inhalt“ haben.

Auch die Ichzustände, welche bei diesen Gefühlsempfindungen angeblich gefunden werden und doch nicht recht aus ihnen herauslösbar zu sein scheinen, sind endlich nicht in der behaupteten grundsätzlichen Unvergleichlichkeit mit allen anderen Akten; sie sind selber Akte oder erscheinen in Akten; und diese sind entweder auf erkennende oder auf wertende Grundfunktionen notwendig zurückführbar. Mithin fällt die behauptete psychologische Einheitlichkeit funktionaler Art für die Gefühlsempfindungen fort; die behauptete psychologische Realität dieser Klasse ist durch irrtümliche theoretische Voraussetzungen entstanden. Eine von diesen irrigen Voraussetzungen war aber die, um derentwillen wir diesen ganzen Exkurs überhaupt gemacht haben: daß nämlich Ichbewußtsein und Gefühl einander gleichzusetzen seien.

Eine zweite Auffassung des Verhältnisses von Icherlebnis und Gefühl möchte vielleicht die sein, daß das komplexe Gefühl eben das entsprechende Ichbewußtsein konstellativ erzeugt. Es lägen dann also in jenem Gefühl sämtliche determinierenden Momente beschlossen, durch welche der Eintritt und die qualitative Eigenart eines Icherlebens ohne Vermittelung weiterer Bewußtseinsakte gewährleistet würde.

Gegen diese anscheinend so einleuchtende psychologische Auffassung spricht nur das eine, daß das Icherleben gleichzeitig mit dem Gefühlsganzen und als ein Teil seines Tatbestandse im Bewußtsein auftritt und wesentlich nicht von ihm abtrennbar ist. Man kann

<sup>1)</sup> Zeitschr. f. Psychol. 44, 1ff.

das Icherleben also nicht genetisch aus dem Gefühlsganzen entstehen lassen, dessen Teil es ja bereits phänomenologisch schon bedeutet. Vielmehr folgt aus der zeitlichen Stellung und der phänomenologischen Zusammengehörigkeit von Gefühl und Icherlebnis, daß sie gemeinsam in gleichartiger Weise genetisch bedingt sein müssen.

Wir wollen uns hier nicht auf eine positive phänomenologische Bestimmung dessen einlassen, was wir unter Gefühlserlebnissen verstehen. Hier sei nur so viel gesagt: Gefühle sind Bewußtseinskorrelate von Akten. Diese Akte beruhen auf intentionalen Funktionen, welche teils dem Erkenntnisgebiet, teils dem Gebiete des Wertens, des Brentanoschen Liebens und Hassens angehören. Was diesen Akten als spezifisches Merkmal gemeinsam ist und sie zu „Gefühls“-Gebilden bringt, ist dies: sie erfassen zwar ihren Gegenstand unmittelbar, aber sie geben ihn nicht anschaulich; das Bewußtsein, welches sie von ihrem Gegenstand vermitteln, ist aber auch kein durch diskursive Merkmale bestimmtes. Es gibt also zwar keine objektlosen, sinnleeren Gefühle, aber andererseits ist der Sinn eines Gefühls eben nur in demjenigen gelegen, was das Gefühlserlebnis als solches vermittelt; er ist weder Vorstellungs- noch urteilsartig bestimmt. Auch das Ich oder die Ichbeziehung des seelischen Geschehens erhält durch die Gefühlsvorgänge einen jeweils immer wieder neuen, qualitativ besonderen subjektiven Sinn; dieser Sinn ist aber nicht weiter durch diskursive Merkmale bestimmt. Wird er oder wird das Gefühlserlebnis sprachlich formuliert, so treten übertragene oder symbolische Redeweisen für die Unmöglichkeit exakter Merkmalsbestimmung ein. Wählen wir etwa das Beispiel meines Kranken Albrecht Schleifer, der in einem bestimmten Augenblick seines Lebens das Gefühl hatte, „ein Herrscher zu sein, sehr selbstsicher und ruhig“. So formulierte er das Gefühl; er sprach nicht etwa das Urteil aus, er sei ein Herrscher. Er erlebte sich auch nicht anschaulich als Herrscher. Er gebraucht diesen Ausdruck nur im übertragenen symbolischen Sinn, um den ganz besonderen spezifischen Sinn dessen zu bezeichnen, als was sein Ich ihm im Gefühlserlebnis unmittelbar gegeben wurde, ohne daß ein reflektierendes Bewußtsein davon mit diskursiven Merkmalen bestimmter Art sich ihm ermöglicht hätte. Den intentionalen Gefühlsvollzügen liegt, wie allen Akten, eine ungeformte Materie zugrunde, welche irgendwie vorgegeben ist und durch den sich vollziehenden Akt zum Gegenstand des Bewußtseins gestaltet wird — hier also zum entsprechenden Sinn des Gefühlsganzen, zu dem, was es dem Subjekt zu sagen hat, wovon das erlebte Gefühl die besondere Erlebniseinheit ist. Ist alles Bewußtsein ein Bewußtsein von Etwas, und wird dieses Etwas zum Etwas erst durch die Weise des Bewußtseins von ihm, — so besteht die vorgegebene Materie in denjenigen Daten, die psychisch vorhanden sind, ehe der gebende Akt

sie zum Etwas geformt hat. Dies gilt auch für die Gefühle. Ihre Materie muß so beschaffen sein, daß sie in Gefühlen objektiviert wird, ohne ein diskursiv bestimmbares Etwas sein zu können, ohne aber auch zu einem anschaulichen Etwas werden zu können. Sie ist also so beschaffen, daß sie ganz bestimmte Qualitäten der Intention zu ihrer Realisierung erforderlich macht. Somit liegt es im Wesen dieser Materie, den Eintritt ganz bestimmter Gefühlserlebnisse zu konstellieren; und zwar sowohl hinsichtlich der qualitativen Eigenart derselben als auch hinsichtlich des Vollzuges und seiner Wirkung. Es besteht da eine völlige Analogie etwa zu den Wahrnehmungen, bei denen ja diese Verhältnisse viel genauer studiert sind. Bei diesen, z. B. optischen Wahrnehmungen, besteht die Materie aus den elementaren Daten und allem, was zum *hic et nunc* gehört, alles aus der „Schicht des Sensuellen, das in sich nichts von Intentionalität hat“<sup>1)</sup>. Diese Daten aber fordern ihrer Art nach eine besondere, ihrem Wesen entsprechende Art der Verarbeitung, eine besondere Qualität der Intentionen, damit sie sinnhaft verwirklicht und anschaulich erfülltes Bewußtseinsobjekt werden. So konstellieren sie den Eintritt der Wahrnehmung, und sie konstellieren auch die qualitative Eigenart der Wahrnehmung als Wahrnehmung. Eine andere Intensionsqualität würde ihrem Wesen nach nicht an ihnen realisierbar oder sinnhaft erfüllbar sein. Erst wenn das Wahrnehmungsobjekt als fertiges Ganzes das Bewußtsein erfüllt, erst dann vermag das Subjekt noch in qualitativ anderer Weise intentionale Einstellungen zu ihm zu gewinnen. Diese sind also in ganz anderer Weise von dem Vollzug dieser ersten wahrnehmenden Intentionen fundiert oder genetisch abhängig, als es die Wahrnehmungsintention von ihrer Materie ist. Diese letztere spezielle Abhängigkeit bezeichnen wir als *Konstellation*, indem wir diesen Begriff aus der Assoziationspsychologie sinngemäß in die Aktpsychologie übernehmen.

Alles dies gilt auch für die Konstellationswirkung der Materie von Gefühlen und ihrer Ichbeziehungskomponente. Bei ihnen wirken zunächst vorausgegangene psychische Daten von relativ erhöhter Bewußtseinsbereitschaft — es mögen sein welche immer — genetisch determinierend. Weit mehr als diese und in dem spezifischen Sinn konstellierend, den wir eben entwickelt haben, wirkt aber die Materie, aus welcher die Gefühlsgebilde geformt werden. Sie muß erstens qualitätskonstellierend wirken, — d. h. die Eigenart des jeweiligen Gefühls hängt nach den oben beschriebenen Gesichtspunkten von ihr ab; und zweitens muß sie resultatkonstellierend wirken, d. h. der Eintritt des Vollzuges der Gefühlsakte und ihr Effekt wird durch sie bestimmt. Die Materie dieser Gefühle muß in einem objektlosen, unbemerkten seelischen Vorhandensein bestehen und Daten enthalten,

<sup>1)</sup> Husserl, Ideen usw. S. 172.

welche einmal den Aktvollzug hinsichtlich seines „so jetzt hier“-Effektes konstellieren; ferner aber muß auch die Qualität der Intentionen durch diese Daten mindestens innerhalb gewisser Grenzen gefordert sein.

Was ist dies aber für ein sinn- und objektloses psychisches Vorhandensein, welches noch kein Gegebensein von Etwas darstellt? Es ist klar, daß wenn wir darüber Aussagen machen wollen, wir dieses materiale Gegebensein bereits zum bemerkten Bewußtseinsbestand gemacht haben müssen. Das aber ist nur möglich in den ihnen entsprechenden intentionalen Vollzügen, durch welches es uns als ein Etwas gegeben wird. Damit ist es aber bereits nicht mehr bloßes sensuelles Datum, sondern bereits in ein Erlebnis hinein verarbeitet. Wir meinen es aber gerade, bevor es durch intentionale Vollzüge zum Etwas gestaltet wurde. Somit sind Aussagen über dasselbe in einer Eigenart außerordentlich schwierig. Wir wollen dieses dumpfe, verworrene ungeordnete und für die Gefühlserlebnisse wirklich elementare Material als *Gestimmtheit* bezeichnen. Es besteht aus nur teilweise bewußten Teilreproduktionen früherer Gefühlserlebnisse, welche von seinen intentionalen Gefühlsqualitäten aufgenommen werden; in diesem Falle wirken jene Reproduktionen, ohne wieder bewußt zu werden, im Sinne der „apperzeptiven Verschmelzung“ Erdmanns<sup>1)</sup> auf die Entstehung neuer Gefühle hin. Hierher gehört der Gesamtumfang dessen, was als seelisch zum Ich zugehörig erlebt wurde und Spuren hinterließ; hierher gehört insbesondere die Wirkungssumme alles dessen, was vom gegenwärtigen Seelengeschehen in der Psyche vorhanden ist; vor allem von Erleben und Wollen des Augenblicks. Ferner aber, und dies ist der wichtigste Teil dieser Materie, besteht sie aus wirklichen Analoga der Empfindungselemente. Derartige Analoga sind zur Möglichkeit intentionaler Gefühlsvollzüge genau so erfordert, wie die Wahrnehmung mit all ihren Intensionscharakteren eine sensuelle Materie elementarer Art voraussetzt. Als solche „Gefühlselemente“ sind diese Faktoren wohl der direkte, nicht weiter zurückführbare psychische Ausdruck somatischer Eigenzustände und fungieren hier etwa wie Lokalzeichen. Die Bedeutung der Leibeszustände für den Aufbau von Gefühlsvollzügen und insbesondere für das Icherleben ist schon früh erkannt worden; ja man ging soweit, das Ichbewußtsein restlos aus ihnen ableiten zu wollen. Diese Auffassung ist widerlegt; und aus unserer Darlegung geht hervor, daß es sich überhaupt nicht um phänomenologisch abgeschlossene Körperwahrnehmungen, Organ-gefühle od. dgl. handeln kann —, denn diese sind bereits intentionale Erlebnisse bestimmter Typik. Es handelt sich vielmehr um die sensuelle, elementare Schicht, die auch als Materie dieser Intentionen

<sup>1)</sup> Grundzüge der Reproduktionspsychologie, S. 58ff. Berlin 1920.

vorausgesetzt werden muß, und die selber nicht phänomenologisch gegeben ist, sondern nur ein abstraktiv gefordertes Gebilde, genau so wie die Empfindungselemente nur Abstraktionen, nicht aber phänomenale Faktoren sind. Innerhalb dieser Grenzen aber kann der coenästhetische Anteil im Icherleben gar nicht überschätzt werden.

Um also auf unser Beispiel zurückzugreifen: man muß die Elemente des Gestimmtseins von dem einheitlichen Erlebnisganzen des sinnhaften Gefühls, ein Herrscher zu sein, scharf sondern. Dieses Erlebnisganze ist in der Tat das Bewußtseinskorrelat eines intentionalen Aktes, durch welchen dem Ich der Sinn des Herrschers gegeben wird, wenngleich nicht in einer diesen Sinn diskursiv bestimmenden Weise. Die Art, wie ihm dieser Sinn gegeben wird, besteht in der besonderen Qualität des Gefühls; und diese Qualität setzt ihrem Wesen und ihrer Wirksamkeit nach alles jenes Mehr, welches das Gefühlserlebnis als Ganzes noch über das Ichbewußtsein hinaus enthält; nämlich die besonderen Gefühlscharaktere in der Bewußtseinsweise dieses Erlebnisses. Sein spezifischer Ichbezogenheits-Bestandteil beruht in seiner Materie. Diese Materie kann ihrer Realisierungsbereitschaft nach genetisch verschieden bestimmt sein. Mithin ist der formale Zusammenhang von Gefühlserlebnissen in ihrer Ganzheit und von den durch sie gegebenen Qualitäten des Ichbewußtseins so bestimmt, daß die Gefühlserlebnisse jenes Ichbewußtsein enthalten und ausdrücken, ohne jedoch ihr Wesen in ihm zu erschöpfen.

Wir fassen also zusammen: Die Qualität des Ichbewußtseins ist jeweils abhängig von der elementaren und objektlosen, nicht intentionalen Gestimmtheit, die nach Analogie sensueller Daten fungiert (auf diese Gestimmtheit werden sich die als „Stimmungen“, „Affekte“ usw. bezeichneten seelischen Zustände und Abläufe teilweise zurückführen lassen). Diese Gestimmtheit erwirkt einmal die besondere entsprechende intentionale Qualität; zweitens aber auch eine Realisierungsbereitschaft der intentionalen Materie entsprechend dieser Qualität. Die Qualität bedingt, in ihrem Vollzuge an der Materie, die spezifischen Wesenscharaktere des emotiven Aktes, die besondere Weise seines Bewußt- oder Erlebtwerdens. Alle die gesamten Faktoren aber bedingen gemeinsam die Qualität des Ichbewußtseins im jeweiligen Erleben, als einen Teil des Sinnes jenes emotiven Aktes, als einen Teil dessen, wovon er ein Erlebnis ist.

Aus dem bisherigen Gesagten geht wohl ohne weiteres hervor, daß wir mehrere der herrschenden Ansichten nicht zu teilen vermögen. Wir bestreiten einmal einen besonderen Primat des Willens oder Wollens für das Zustandekommen des Bewußtseins des Ich. Den Willensvollzügen, selbst in dem ziemlich eingeschränkten Sinne, in welchem sie überhaupt nach unseren Ausführungen fähig sind, Er-

lebnisse zu werden, kommt für die Genese des Ichbewußtseins hiernach keine besondere Vorzugswürdigkeit zu. Ebensowenig kommt eine solche Vorzugswürdigkeit irgendeiner anderen einzelnen Gruppe oder Klasse von seelischen Ereignissen zu. Schilder hat bereits in vortrefflicher Weise dargetan, daß die französische Ansicht über die Rolle der Körperempfindungen irrig ist, und daß die Gemeingefühle eine ausschließliche Bedeutung für das Zustandekommen der Ichvertretung nicht haben. Das gleiche gilt von den Erinnerungen. Überall ist es der intentionale Charakter der psychischen Vollzüge, welcher die Voraussetzungen für die Möglichkeit eines Ichbewußtseins erst schafft; und er tut dies überall in grundsätzlich gleicher Weise.

Wir trennen auch nicht mehr „Ich“ und „Selbst“; oder „Ichbewußtsein“ und „Persönlichkeitsbewußtsein“. Richet definiert das letztere aus der Gesamtheit der „Erinnerungen dessen, was wir sind“. Er verändert in der Hypnose in der üblichen Weise suggestiv das Persönlichkeitsbewußtsein, indem er die Erinnerungen ausschaltet und der Einbildungskraft neue Inhalte gibt: Das Ichbewußtsein ist aber hierbei nicht verändert. Er definiert danach das Ichbewußtsein als ein Phänomen der Empfindungsfähigkeit und der motorischen Innervation; das Persönlichkeitsbewußtsein als ein Gedächtnisphänomen. Ähnlich geht Cornelius vor<sup>1)</sup>.

Hiergegen hat bereits Oesterreich eingewendet, daß in Zuständen der Depersonalisation zwar eine Veränderung oder gar ein Verlust des Persönlichkeitsbewußtseins erhalten werde, aber ohne die geringste Störung der Erinnerung. Es ist überhaupt zu sagen: es ist zwar ein Ichbewußtsein ohne Persönlichkeitsbewußtsein psychologisch möglich, nicht aber ein Persönlichkeitsbewußtsein ohne Ichbewußtsein. Das ursprünglichste einfachste Erlebnis ist das Bewußtsein des Ich beim einzelnen psychischen Ablauf. Die inneren Hinwendungen auf dies Bewußtsein und ebenso die jeweils konstellierenden Faktoren der Qualität dieses Bewußtseins können mehr oder weniger stark gesättigt sein mit Materien, welche das Bewußtsein von Leibeszuständen, seelischen Erlebnissen und insbesondere Willensentscheidungen, Vorstellungen, Erinnerungen usw. vermitteln. Je nach diesen Materien wird das Ich, welches erlebt wird, nicht bloß als leer-formales Subjekt erlebt, sondern als leibgebunden in bestimmten Weisen, als Subjekt zugehörigen Erlebenkönnens und Wollenkönnens, als Subjekt neuen Vorstellens, Erlebens und Wollens, als Subjekt solchen seelischen Geschehens, welches früher schon war, und somit endlich als Inbegriff des Subjekts aller psychischen Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Vom Ichbewußtsein zum Persönlichkeitsbewußtsein

<sup>1)</sup> Psychologie als Erfahrungswissenschaft 1897, S. 118ff.

klafft also nicht etwa eine Lücke; es handelt sich nicht um verschiedene Wesenseigentümlichkeiten des Icherlebens; es findet vielmehr ein völlig fließender Übergang statt. Das Persönlichkeitsbewußtsein ist vor dem einfachsten formalen und leeren Ichbewußtsein lediglich durch ein Plus der Inhalte ausgezeichnet, nicht aber durch eine grundsätzlich neue Weise des Gegebenenseins. Ich, Selbst und Persönlichkeit sind nicht essentiell unterschieden; was für das Ichbewußtsein grundsätzlich dargetan wurde, umfaßt als einzelne Weisen dieses Ichbewußtseins auch alles dasjenige, was man als Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbewußtsein bezeichnen mag.

## VI. Schizophrene Störungen des Aktivitätsbewußtseins.

### A. Qualitative Modifikationen.

Wenn wir psychologische Selbstschilderungen von Kranken im Hinblick darauf prüfen, ob und in welcher Weise vor ihrem Bewußtsein eine Beziehung ihrer Funktionen zu ihrem Ich auftritt, so finden wir bei einer erstaunlich großen Anzahl von Fällen diese Relation zwischen dem Bewußtsein der inneren Abläufe und dem Bewußtsein des Ich bei diesen Abläufen aufgehoben oder modifiziert. Die Äußerungsweisen aber, in denen uns dies mitgeteilt wird, sind nur selten unmittelbare Beschreibungen. Oft hüllen sie sich in ein symbolisches Gewand, welches den Kranken eine besonders entsprechende Bezeichnung ihrer Zustände zu sein scheint. Dieses symbolische Gewand geht nicht ausschließlich auf die Modifikation der Ichbeziehung vor dem Bewußtsein, sondern in der Regel auf ein weit komplizierteres Erleben, bei welchem die Modifikationen des Ichbewußtseins nur relativ geringe Bestandteile sind. Überdies sind derartige Erlebnisse meist in ihrem subjektiven Wert für den Kranken umgebildet oder in allgemeinere Deutungen einbezogen, deren Leitlinien durch früheres oder anderes Erleben bestimmt wurden. Nur sehr selten erhalten wir direkte bezeichnende Angaben über die Ichmodifikation. Dies macht die Untersuchung schwierig.

Die Veränderungen im Bewußtsein des aktiven Ich, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, bestehen bei schizophrenen Kranken:

1. in qualitativen Modifikationen dieses Bewußtseins;
2. in seinem Fehlen, welches Substitutionsbildungen zur Folge hat.

Bei den qualitativen Modifikationen des Aktivitätsbewußtseins ist eine Bewußtseinsvertretung des aktiven Ich zwar essentiell vorhanden, aber sie ist qualitativ umnuanciert. Diese Umnuancierung ist ihrerseits in ihrer Entstehung auf andere sie bestimmende Momente im psychischen Geschehen zurückführbar. Sie ist nichts

Letztes, Ursprüngliches, sie hat psychologische Ursachen. Liegt eine solche Umnuancierung vor, so werden wir nach den genetischen Anlässen derselben mit psychologischen Mitteln zu suchen haben. Bei Schizophrenen können diese genetisch wirksamen Momente genau die gleichen sein wie bei Nichtschizophrenen. Dann wird die Umnuancierung des Aktivitätsbewußtseins keine spezifisch schizophrene sein. Sie können aber auch solche Bestandteile enthalten, die wir als primäre Faktoren von Prozeßpsychosen anzusprechen haben. Es würde sich also um solche primären Faktoren von Prozeßpsychosen handeln, die sich auch in anderen psychischen Funktionsweisen geltend gemacht haben als in denjenigen, aus denen sich das Bewußtsein des aktiven Ich konstituiert. Welche dies sind, braucht an dieser Stelle nicht abgeleitet zu werden; daß es solche gibt, hat Jaspers nachgewiesen, und habe ich selbst für eine bestimmte Klasse von Wahnfundamenten exakt herausgearbeitet<sup>1)</sup>.

In jedem Falle — mögen die genetisch bestimmenden Faktoren der Ichmodifikation ihrerseits primäre Prozeßfaktoren sein oder nicht — sind die durch sie erwirkten Modifikationen der Ichbeziehung sekundäre Phänomene. Spezifisch schizophren werden diese sekundären Phänomene nur dann sein, wenn ihre genetischen Bestimmungsstücke primäre Prozeßfaktoren enthalten.

Es kommen bei Schizophrenen als solche genetischen Momente für Veränderungen im Aktivitätsbewußtsein vor allem abnorme Gefühle und deren Elemente sowie die primären Wahnfaktoren als Elemente komplizierter seelischer Gebilde in Frage. Die erzielten Modifikationen in der Bewußtseinsqualität der Ichbeziehung sind sekundär in dem Sinne, daß sie die Erhaltung der Ichbeziehung psychischer Phänomene essentiell voraussetzen. Jedoch die Bewußtseinsvertretung dieser Ichbeziehung kommt nur in solchen Weisen zustande, bei denen die genannten Momente genetisch beteiligt sind, d. h. es entsteht nicht zunächst die gewöhnliche Bewußtseinsvertretung des tätigen Ich, und diese wird dann erst qualitativ umnuanciert, — sondern phänomenologisch tritt das Aktivitätsbewußtsein sogleich und ursprünglich in pathologischen Qualitäten auf. Die Möglichkeit dieser pathologischen Qualitäten ist aber an das Vorhandensein der Ichbeziehung überhaupt gebunden. Jene genannten Momente wirken daher konstellierend in demjenigen Sinne, den wir im vorigen Abschnitt genauer entwickelt haben.

Die konstellativ erwirkten Änderungen in der Bewußtseinsqualität der Ichbeziehung sind zu unterscheiden von einem zweiten Typus der Ichmodifikation: von der Veränderung des Aktivitätsbewußtseins

<sup>1)</sup> Kronfeld, Das Erleben in einem Falle von katatoner Erregung. Monatsschr. usw. 1914, S. 290ff.

durch pathologische Wahrnehmungen, Vorstellungen, Meinungen, Wertungen usw. Liegen derartige Vollzüge in der kranken Psyche vor, so bilden sie auch das Bewußtsein des Ich in sekundärer Weise um. Auch hier ist die Ichbezogenheit und deren Bewußtseinsvertretung zunächst formal restlos entwickelt. Im Unterschiede zu dem erstgenannten Typus der Ichmodifikation tritt hier das Aktivitätsbewußtsein nicht etwa sogleich mit pathologischen Qualitäten auf. Aber die genannten pathologischen Momente bewirken eine besondere Art der subjektiven Einstellung auf dieses Ichbewußtsein, der inneren Hinwendung zu ihm; und durch diese wird das Ichbewußtsein in seinen Relationen zum übrigen Erleben geändert und dadurch qualitativ modifiziert. Besonders häufig sind hier Veränderungen der subjektiven Wertung und Deutung des Aktivitätsbewußtseins im Ganzen des psychischen Ablaufs. Das Zustandekommen derartiger sekundärer Umwertung und Deutung des Aktivitätsbewußtseins beschränkt sich keineswegs auf die Schizophrenen; es ist ein völlig alltägliches Phänomen, ein „Aufmerksamkeitsphänomen“; und wir haben seine psychologischen Verlaufsweisen im IV. Absatz geschildert.

Zwischen den beiden genannten Typen der qualitativen Änderungen des Aktivitätsbewußtseins besteht ein psychologischer Unterschied, den man nur in Abstraktionen erfassen kann. Bei dem ersten, konstellativ erwirkten Typus tritt die veränderte Qualität der Bewußtseinsvertretung zugleich und in einer phänomenologisch nicht ablösbaren Weise mit der Bewußtseinsvertretung des Ich verbunden auf; das Ich erscheint phänomenal in pathologischen Qualitäten. Das Wesen der Konstellation liegt ja gerade darin, daß sie „unbewußt“, ohne Vermittlung weiterer Bewußtseinsakte, ohne „repräsentale Ergänzung“ (Erdmann) wirkt und nur in ihrer Wirkung im Phänomen zur Geltung kommt, aus welcher sie erschlossen wird. Bei dem zweiten geschilderten Typus der Ichmodifikation aber tritt phänomenologisch zunächst die formal restlose Bildung der Bewußtseinsvertretung auf. Daß ihre Stellung zu den übrigen psychischen Abläufen sich ändert, ist das Resultat besonderer psychischer Vorgänge, insbesondere wertender. Den hierfür in Frage kommenden Vorgängen ist gemeinsam, daß das Subjekt seine „Aufmerksamkeit“ in besonderer Weise auf sein Ich einstellt, sei es reflektierend, sei es wertend, sei es vorstellend, sei es stellungnehmend.

Dennoch ist dieser Unterschied beider Typen gestörten Icherlebens ein vorwiegend theoretischer; im einzelnen der klinischen Praxis ist sehr oft nicht entscheidbar, ob eine pathologische Qualität dieses Aktivitätsbewußtseins auf Konstellationswirkung oder auf Aufmerksamkeitseinstellung beruht. Es ist sowohl theoretisch möglich als praktisch wahrscheinlich häufig, daß beide psychischen Vollzugsweisen sich überlagern.

Die qualitativen Modifikationen des Aktivitätsbewußtseins sind von uns als Sekundärphänomene bezeichnet worden. Wir meinten mit dieser Bezeichnung einen psychologisch - analytisch erfaßbaren Sachverhalt. Aber auch klinisch beobachten wir in voller Übereinstimmung mit diesem psychologischen Sachverhalt, daß diese Modifikationen des Ichbewußtseins nichts für eine Prozeßpsychose Symptomatisches zu enthalten brauchen. Sie sind zwar bei Schizophrenen überaus häufig, aber sie treten doch auch bei Psychosen auf, welche keinen schizophrenen Prozeßcharakter haben. Wenn z. B. ein Depressiver mit einem durch seine Depression bewirkten Schuldgefühl alle seine psychischen Vorgänge im Sinne der eigenen Sündhaftigkeit umgestaltet: daß er an ihnen schuld sei, daß sie einen Vorwurf für ihn darstellen, daß die Tatsache ihres Ablaufs in seiner Seele seinen eigenen Unwert ausdrücke und bekräftige — so ist dies eine pathologische Umnuancierung in der Bewußtseinsqualität der Ichbeziehung seiner psychischen Abläufe, wie wir sie im zweiten Typus gezeichnet haben. Der Unterschied dieser qualitativen Modifikation zu den schizophrenen Modifikationen dieses Typus liegt nicht in ihrer Bildungsweise und ihrer Struktur: er liegt einzig und allein darin, daß die bewirkenden Faktoren, die den Anstoß für die Umnuancierung abgeben, anders sein können. Sind diese Umnuancierungen spezifisch schizophrene, so bestehen die genetischen Anstöße derselben eben in spezifisch schizophrenen Faktoren, in primären Prozeßfaktoren schizophrener Art (schizophrene Gefühle, „magisch“-schizophrenes Erleben Storchs und Wahnerlebnisse). Bei unserm Beispiel von Depression liegen die genetischen Momente in einem einfühlbaren Seelengeschehen. Es braucht aber der Unterschied zwischen spezifischen und nichtspezifischen Umnuancierungen des Aktivitätsbewußtseins auch in der Schizophrenie keineswegs vorhanden zu sein; es gibt auch bei der Schizophrenie pathologische Qualitäten des Icherlebens, welche genau dem einfühlsam erwachsenden eben geschilderten Typus entsprechen. D. h. also die genetischen Anstöße zu derartigen Veränderungen des Aktivitätsbewußtseins von diesem Typus brauchen auch bei ihr keineswegs immer in primärschizophrenen Momenten zu liegen. Die dann entstehenden Modifikationen des Aktivitätsbewußtseins sind eben unspezifisch und uncharakteristisch und erlauben weder psychologische noch diagnostische Rückschlüsse. Will man diese Tatsache in eine Analogie zu anderen Parallelsymptomen bei schizophrenen und zirkulären Psychosen setzen, um sie dadurch verständlicher zu machen, so zieht man am besten das Gebiet der überwertigen Ideen heran. Überwertige Ideen sind immer sekundäre Phänomene. Bei Melancholie kennen wir ihr Vorkommen etwa als „depressive Wahnidee“, bei Schizophrenen kennen wir überwertige Ideen, die aus spezifisch schizophrenen Stimmungs-

lagen erwachsen. Der Strukturtypus beider Bildungen ist der der überwertigen Idee; der genetische Anstoß jedoch zu ihrer Bildung liegt im ersten Falle in einem unspezifischen, dem individuellen Charakter und der Situation entstammenden, im zweiten Falle in einem spezifisch schizophrenen Affekt. In diesem zweiten Falle ist also die überwertige Idee spezifisch schizophren auf Grund ihres genetisch primären Prozeßfaktors, obwohl sie selber eine sekundäre psychologische Bildungsweise darstellt. Dennoch kommen auch bei Schizophrenie durchaus nicht selten Fälle vor, in welchen die Kranken ihrerseits völlig adäquate, aus ihrem intakten Charakter erwachsene, unspezifische überwertige Ideen bilden. Es folgt daher für diese ganze Gruppe pathologischer Qualitäten dieses Aktivitätsbewußtseins, daß sie ein sicheres Kriterium für ihre Zugehörigkeit zur Schizophrenie nicht unter allen Umständen aufzuweisen brauchen. Ganz anders verhält sich dies bei den späteren Gruppen gestörten Aktivitätsbewußtseins: dem Fehlen desselben ohne weitere Reduktionsmöglichkeit und seinen Ersatzbildungen in der Schizophrenie. Hier liegt, wie wir sehen werden, ein psychotisches Primärsymptom vor und läßt sich eindeutig gegen die sog. Depersonalisationsgefühle abgrenzen, welche nur konstellativ entstandene Qualitätsänderungen in der Bewußtseinsvertretung des Ich sind und somit dem bisher geschilderten Typus entsprechen.

Wir haben nicht die Absicht, die sehr umfangreiche Kasuistik auch nur um einen einzigen Fall zu vermehren. Lediglich zur Verdeutlichung des bisher Gesagten führen wir ein beliebiges Beispiel an. „Wir lagerten auf einer Wiese. Ich nahm einen Apfel, lief damit herum; war höchst lustig und vergnügt; damit fing die innere Aktivität an; ich warf den Apfel hoch, fing ihn, war damals wie verzückt, überströmend von Lebensfreude; ich hatte alles, was ich wollte, war durch nichts gehemmt . . . Alles — es war ein wunderschöner Morgen — kam mir merkwürdig vor; die ganze Umwelt war wie ein Wunder. Da stand ein Landmann, den sprach ich zunächst an: Kennen Sie mich? Wissen Sie wer ich bin? Er sagte nein. Ich war erstaunt. In diesem Moment setzten die Wahnideen ein, die Größenideen, mit einem ungeheuer gehobenen Gefühl. Ich kam mir vor wie ein Fürst, wie ein Herrscher, sehr selbstsicher und ruhig. Ich dachte mir, es muß doch schon proklamiert sein, daß ich Herrscher bin, es haben doch zwei Revolutionen stattgefunden. Zwei Dynastien bekämpften sich. Das alles war mit einem Male da in meinem Bewußtsein; es ist ganz plötzlich gewesen. Dabei wußte ich noch sehr genau, wo ich und wer meine Umgebung war; nur kamen mir die Personen vielleicht idealisierter vor, verklärter, kurz: eigenartig. Vom Kirchturm in R. kamen drei Schläge, die bezog ich auf mich, aber nur gefühlshaft, unklar . . . Diese

drei Schläge mußten für mich damals etwas Positives bedeuten; eine Art Ruhe. Über meine eigene Person war ich dann jedenfalls am wenigsten im klaren; von meiner Umgebung hätte ich noch angeben können, wer sie war. Von mir selber sicher nicht; ich habe in dem Moment nicht analysiert. Ich hielt mich für den Kaiser.“

An diesen Worten Schleifers wurde bereits an anderem Orte eine Analyse der Wahnfaktoren durchgeführt. Diese sind zum Teil die gleichen wie die konstellierenden Momente, welche auch die Qualität seines Aktivitätsbewußtseins hier verändern. Daß diese Qualität verändert ist, äußert sich freilich nicht gleich für Schleifers inneres Bemerken. Nur einmal zu Beginn des Erlebnisses bemerkt er: Damit fing die innere Aktivität an. Im übrigen steht die veränderte Art, in der er sich seines Ich und der Verbindung desselben mit den Objekten bewußt wird, immer in einem komplexen Erleben darin, aus dem sie nur schwer isolierbar ist. Wenn Schleifer sagt: er sei sich vorgekommen wie ein Fürst, wie ein Herrscher, sehr selbstsicher und ruhig, und wenn er von seinem ungeheuer gehobenen Gefühl spricht, so ist klar, daß hier eine inhaltlich sich gerade bildende „Größenidee“ resp. ihr analytisches Fundament erlebt wird. Es ist auch klar, daß dieses Fundament genetisch aus dem beseligt glückhaften Gefühl herausgebildet wird, welches ihn anfangs erfüllt hat, ohne daß es sich aber dabei um eine bloße Irradiation handelt. In dieses Gefühl ist nun auch das Gefühl des Herrschers eingebettet; und dies enthält zwar auch das Gefühl der veränderten eigenen Aktivität, aber nur als eine Komponente und ohne sich darin zu erschöpfen. Sogleich aber verändert dieses Gefühl der eigenen Aktivität auch die Stellung des Ich zu den Objekten. Wenn Schleifer sagt: Die ganze Umwelt war wie ein Wunder, so ist bereits in diesem Erlebnis ein emotiver Akt enthalten, durch welchen das Objektbewußtsein sich qualitativ verändert. Hierin braucht an sich noch keine besondere Modifikation der Ichbeziehung dieser Objekte zu liegen — aber Schleifer selber konstatiert sie, indem er sagt, seine innere Aktivität habe begonnen, und alles sei ihm merkwürdig vorgekommen. Hier sei bemerkt: An sich braucht bei allem „Beziehungsbewußtsein“ und „Beachtungsbewußtsein“ die Aktivitätskomponente nicht verändert zu sein. Aber in der Regel wird sie es dennoch erlebnismäßig werden. Auch Mayer bringt ein schönes Beispiel dafür, wie aus einem gefühlsmäßig veränderten Objektbewußtsein, bei welchem die Beziehung zur Aktivität zunächst gar nicht in Frage kommt, dennoch das Ichbewußtsein verändert zu werden vermag. „Mir kam zum Bewußtsein, wie mir die Natur selbst freundliche und wohlthuende Gesellschaft leistete . . . Jede kleinste Kiefernadel hauchte mir freundschaftliche Sympathie entgegen<sup>1)</sup>.“ Dies ist echte Irradiation. Und

<sup>1)</sup> Zur Phänomenol. abnorm. Glückgefühle. Ztschr. f. Pathopsychol. 2, 595, 601.

natürlich geht sie von hier meist weiter und erstreckt sich, in neuen emotiven Akten, auch aufs aktive Ich und seine Bedeutsamkeit für die Objekte. So bei Mayer: „Auf dem Heimweg fühlte ich mich plötzlich unversehens im Himmel. Es war ein innerlicher Zustand von Freude und unbeschreiblich fester Zuversicht, begleitet von dem Gefühl, als wäre ich von lauen weichen Fluten umflossen, gerade als wenn die äußere Luft diese innerliche Wirkung gehabt hätte. Es war ein Gefühl, als wäre ich über meinen Körper hinausgewachsen . . .“

Völlig analog liegen die Dinge bei Schleifer. Mit einem ungeheuer gehobenen Gefühl setzt das Bewußtsein, ein Herrscher zu sein, ein; genetisch bedingt durch die Tendenzen seines vorhergehenden Erlebens. Die qualitative Modifikation seines Ichbewußtseins ist ganz besonders eine solche seines Aktivitätsbewußtseins; und zwar ist sie es allgemein im Sinne des erhöhten Eigenwertes relativ zu den übrigen Menschen, nach der Aktivitätsseite aber äußert sie sich in dem speziellen Gefühl der Selbstsicherheit. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß diese spezielle Qualität des Aktivitätsbewußtseins gerade mit dem Bewußtsein des erhöhten Eigenwertes im engen Zusammenhang steht. Diesem Erlebnis folgt sogleich durch Irradiation, aber auch durch psychische Vermittlung und Verarbeitung die Konsequenz: die Änderung in Beziehung des aktiven Ichs zu den Objekten, ganz speziell die Wertänderung.

Was nun den phänomenalen Bestand der verschiedenen qualitativen Umnuancierungen anbelangt, denen das Aktivitätsbewußtsein in diesen sekundären Weisen ausgesetzt ist, so ist eine systematische Umfassung derselben nicht möglich, eine heuristische Aufzählung aber überflüssig. Fast jeder neue Einzelfall, in welchem das Ich in besonderen Qualitäten erlebt wird, ist in seinem Erleben andersartig bedingt, in der Qualität des Aktivitätsbewußtseins anders nuanciert als der andere. Man kann nur einen ganz weiten und luftigen allgemeinen Rahmen setzen, innerhalb dessen die kasuistische Fülle dieser verschiedenartigen Einzelfälle sich ungefähr aufnehmen läßt. Wir finden einmal die Modifikation des Ichbewußtseins an sich. Das Bewußtsein der Aktivität tritt in abnormen Qualitäten auf, ohne daß dieses Erleben eine Veränderung des Erlebens der Relation zwischen dem Ich und den Objekten in sich schließt. Lediglich insofern, als im Ich etwas vorgeht, Funktionen sich vollziehen, Erlebnisse entstehen und vom Ich aufgenommen, verarbeitet und beantwortet werden, melden sich Erlebnisse pathologischer Aktivitätsqualitäten. Innere Hinwendungen auf diese Erlebnisse pathologischer Ichqualitäten und die Reflektion derselben in den mannigfachsten Vorstellungen, Gefühlen, Urteilen, Meinungen und Wertungen erzeugen einen außerordentlichen Reichtum der verschiedensten komplexen

Nuancen des Erlebens. Hierauf an dieser Stelle einzugehen, ist nicht unsere Absicht; die Aufzeigung der generischen Struktur mag genügen. Fragen wir uns, aus welchen Materien diese pathologischen Qualitäten des Aktivitätsbewußtseins sich sekundär konstellieren oder sonst genetisch herleiten, so finden wir alle jene Elemente wieder, deren wir schon bei der Beschreibung des „normalen“ Aktivitätsbewußtseins Erwähnung getan haben. Wir finden vor allem zahlreiche auslösende Veränderungen im Bewußtsein der Leibeszustände und Leibesvorgänge. Wir finden ferner ein verändertes Bewußtsein des Erlebens und Erlebenkönnens; dieses veränderte Bewußtsein ist in der Regel ein Effekt von Störungen der inneren Hinwendung auf das Erleben von Störungen der „Aufmerksamkeit“; sei es, daß diese gespalten, durch eine beherrschende Erlebnismachwirkung (Komplex) abgelenkt, hin- und hergerissen oder sonstwie in ihrer Funktion behindert wird. Schilder pflegt in solchen Fällen zu sagen: Das „Selbst“ sei erhalten, aber das „zentrale Ich“ vermöge nicht mit Evidenz zu ihm Stellung zu nehmen. Es ist Sache des Einzelfalles, ob diese Veränderungen im inneren Bemerkens, in der inneren Hinwendung sich nur auf das augenblickliche Erlebenkönnen erstrecken, oder ob sie verallgemeinert den gesamten rezeptiven Fähigkeiten gelten; oder ob sie sich insbesondere auf die Fähigkeiten, Stellung zu nehmen, sich zu entscheiden, zu wollen, erstrecken. Überlagert und zu Einheiten verdichtet wird diese Insuffizienz dann durch reflektierende und vorstellende Intentionen, durch Hoffnungen und Befürchtungen, Meinungen und Wertungen; und das komplexe Ganze dieses seelischen Sichereignens gibt sich phänomenal als ein „Gefühl“.

In der Regel schreitet aber das veränderte Erleben der Aktivität über diesen Bezirk der bloßen Ichgegebenheit an sich hinaus. Auch das Bewußtsein der Relation zwischen Ich und Objekten erscheint sekundär modifiziert. Und hier ist wiederum zweierlei zu trennen: man beachte, daß diese Relation eine intentionale ist. Jede Modifikation des Aktivitätsbewußtseins wird eine erlebnismäßige Modifikation der intentionalen Stellung des Subjekts zu den Gegenständen nach sich ziehen können. Das Ich wird in seiner Bedeutung für die Gegebenheiten verändert sein. Und diese Veränderungen können sich in den mannigfachsten Erlebnisweisen spiegeln. Ferner aber wird durch den Vollzug der intentionalen Akte die Gegebenheit als solche in ihrer Ichbezogenheit konstituiert; und es ist klar, daß bei einer Hinwendung auf diese intentionalen Vollzüge eine Modifikation des Bemerkens auch die Stellung der Objekte in ihrer Beziehung auf das Subjekt zu tönen und zu färben vermag. Beide Arten dieser Tönung differenzieren sich in den verschiedensten Weisen. Es gibt zunächst verschiedene Grade und Arten des Bemerkens dieser Veränderung in

der Subjekt-Objekt-Relation, verschiedene Weisen der Deutlichkeit, Eindringlichkeit, Nachhaltigkeit, Erklärlichkeit und Unerklärlichkeit; dementsprechend wird die Veränderung der Aktivität in verschiedenen Erlebnissen konstatiert und als verschieden bedeutsam bewertet. Diese Bedeutsamkeit kann unbestimmt verbleiben, sie kann aber auch einen „Sinn“ aufweisen. Sie kann zum subjektiv erhöhten oder veränderten Eigenwert des aktiven Ich führen, und zwar entweder schlechthin oder relativ zu irgendwelchen Gegebenheiten. Macht über Dinge und Menschen, Fähigkeiten körperlicher oder geistiger Art, Stellung zur Umwelt oder zu den inneren Eigenabläufen kann in mannigfach gefärbter Weise erhöht oder erniedrigt sein; oder problematisch werden und dann zur „Selbstwertsuche“ führen usw. Diese Veränderungen können als Tatsache oder auch nur als Möglichkeit erlebt, gedeutet, vorgestellt, beurteilt, gefühlt, bewertet oder andersartig verarbeitet werden, und zwar ohne daß die einzelnen Seiten dieser Erlebnisse im Erleben selber trennbar wären. Gegenüber dem reproduktiv überlieferten Ichbewußtsein kann diese Veränderung so weit gehen oder so stark erlebt werden, daß das Bewußtsein der Identität des Ich, obwohl es unmittelbar da ist, sekundären reflektiven Zweifeln ausgesetzt sein kann; es kommt dann zu Deutungen einer numerischen Ichveränderung: des ein-anderer-Seins, des mehrfach-Seins usw. Auch die Bewertung und Beurteilung der Relation zu den Objekten ist derartigen sekundären Bildungen unterworfen: die Wahrnehmungen unterscheiden sich von früheren; oder auch neue Wahrnehmungen muten an, wie wenn sie alte wären; kurz was man seit Höffding als „Bekanntheitsqualität“ bezeichnet, tritt hier in eine Sphäre sekundärer verarbeitender Umbildungen, welche zur „Entfremdung der Wahrnehmungswelt“ oder umgekehrt zum „*déjà vu*“ führen können.

Die Veränderung des Aktivitätsbewußtseins kann sich ferner vorzugsweise in solchen Qualitäten äußern, welche der raumzeitlichen Erlebnisordnung angehören. Ist dies der Fall, dann wird die Veränderung des Erlebens des Ich wohl immer eine solche im Erleben der Subjekt-Objektbeziehung zur Folge haben. Das Ich kann sich erlebnismäßig in die Objekte hinein ausbreiten, kann sie umschließen, in sich einbeziehen; jede Grenze kann sich hier verwischen, das Ich kann in Objekte zerfließen und aufgehen, sich in ihnen auflösen; es kann sich aber auch unendlich fern von ihnen zurückziehen, sich von ihnen trennen, gegen sie verschließen und absperren. Das Erlebnis des Überallseins, des Imallseins, des Ewigseins, des Anderswoseins, des Greis- oder Kindseins gehören hierzu. Sehr viel sekundärer und nur aus einer Komplexion mit mannigfachen Deutungen hervorgehend sind solche Modifikationen des Icherlebens, welche zu einer ganz bestimmten falschen Personifikation und Identifikation führen: ein ganz bestimmter

anderer Mensch zu sein. Diese Erlebnisse eines derart modifizierten aktiven Ich sind besonders häufig bei Schizophrenen; in ihnen offenbaren sich am sinnfälligsten jene archaisch-, „magischen“ Erlebnisweisen, die Storch und Kretschmer als spezifisch schizophrene Grundformen und Psychismen unterstellen und nach Analogie der Erlebensweisen primitiver Menschen auffassen. Diese Erlebensweisen stellen nun zwar sicherlich schizophrene Specifica dar; aber die Ichmodifikationen an ihnen sind sekundär und konstellativ auf sie aufgepfropft; sie sind spezifisch schizophren nur wegen dieser Basis.

Wenige Worte seien noch derjenigen Gruppe von Phänomenen gewidmet, die man als Hauptvertreter der Störungen des Aktivitätsbewußtseins zusammengefaßt hat: den Depersonalisationserlebnissen. Hier schließe ich mich der ausgezeichneten Analyse Schilders<sup>1)</sup> im allgemeinen an. Soweit ein psychologisch einheitliches Seelengeschehen mit dem Namen Depersonalisation bezeichnet werden soll, handelt es sich stets um sekundäre qualitative Modifikationen des Erlebens der Aktivität in einer ganz bestimmten Richtung. Klinisch gibt es freilich Erlebnisse, bei welchen das Bewußtsein der Aktivität fehlt, und die daher ganz ähnlich anmuten wie die eigentlichen psychologisch einheitlichen Depersonalisationserlebnisse — die aber ihrer ganzen psychologischen Struktur nach aufs sorgsamste von ihnen geschieden werden müssen. Dies sind die primär schizophrenen Erlebnisse des fehlenden Aktivitätsbewußtseins, von denen nachher gesprochen werden soll. Trennen wir diese von den eigentlichen Depersonalisationserlebnissen, welche wir hier als eine psychologisch einheitliche Kategorie meinen, so kann von diesen letztgenannten folgendes als feststehend gelten. Es fehlt niemals ein unmittelbares Bewußtsein des Ich bei inneren Abläufen — so sehr die Kranken auch darauf aus sein mögen, dieses Bewußtsein zu leugnen. Seine Modifikation im Sinne des Garnichtseins, oder des „Sogutwiegarnichtseins“, des „Fremdseins“, „Totseins“ usw. sind lediglich qualitative Umnuancierungen sekundärer Art. Diese entstehen teils aus Konstellationswirkungen, teils aus Modifikationen der inneren Hinwendung auf das Icherleben, des inneren Bemerkens. In der Regel ist eine wichtige Komponente dabei, daß die sich hinwendenden Einstellungen unter einer enormen Komplexwirkung nicht oder nur lückenhaft und widerspruchsvoll zustande zu kommen vermögen, trotz der außerordentlichen subjektiven Anstrengung der Kranken, sie zustande zu bringen. Nichts anderes meint Schilder, wenn er sagt: „Die Depersonalisation ist . . . nicht die Folge der Veränderung einer Gruppe psychischer Elemente, der Empfindungen, der Gefühle, der Erinnerungen und Denkvorgänge, sondern rührt daher, daß das zentrale Ich

<sup>1)</sup> l. c. S. 54 ff.

in seine Erlebnisse nicht mehr in der früheren Weise eingeht. Das Selbst scheint entseelt, weil es nicht ungeteilt dem Ich entspricht.“ Schilder hat unsere Behauptung — freilich in seiner eigenen Terminologie — aufs ausführlichste nachgewiesen. Er zeigt, daß die Kranken, obwohl sie es leugnen, ihre Gefühle haben; die Gefühle fehlen ihnen keineswegs, wie Oesterreich annimmt; aber sie „fühlen“ sie nicht, wie Loewy<sup>1)</sup> sagt; sie gelangen nicht zu dem Vollzuge ihres ungeteilten geschlossenen Bemerkens ohne inneren Widerspruch; und diese Unmöglichkeit bei heftigster Anstrengung wird als Qual empfunden. Ganz ähnlich liegt es bei den Wahrnehmungen, beim Denken und Wollen dieser Menschen. Schilder hat auch nachgewiesen, daß Störungen in den Gemeingefühlen gerade für die Depersonalisation höchstens eine untergeordnete Rolle spielen können. Die Entfremdung der Wahrnehmungswelt ist nur eine Ausstrahlung dieses Erlebens. Die vielberufenen Erlebnisse der „Ichverdoppelung“ — bei besonnenem Bewußtsein, nicht in der Extase und Entrückung — sind ebenfalls nicht etwa primäre Veränderungen im Bewußtsein der Aktivität oder Intentionalität, sondern beruhen auf Störungen des inneren Bemerkens. Indem das Ich die Abläufe seiner intentionalen Akte, insbesondere seiner Willensentscheidungen und Stellungnahmen, beachtet, indem es sich zu ihnen innerlich hinwendet, entstehen zwei Tendenzen nebeneinander: die Tendenz des Beachtens und die Tendenz des beachteten Erlebens. Das Erlebnis der Ichverdoppelung erwächst aus dem Erlebnis eines Widerspruchs zwischen diesen beiden Tendenzen.

Wir sehen also, daß sich die Depersonalisation grundsätzlich vollständig in unsere Gruppe der qualitativen Modifikationen des Icherlebens einfügt. Und wir halten daran fest: phänomenologisch erweist sich diese Gruppe, bei Schizophrenen wie bei Nichtschizophrenen, als prinzipiell gleichartig strukturiert, als ein von psychologischen Auslösungen genetisch abhängiges, sekundäres psychisches Geschehen. Spezifisch schizophren wird die Erscheinungsweise dieser Struktur nur dann, wenn die primären genetischen Auslösungen und Fundamente schizophren sind; aber weder die Genese noch die Struktur dieses Erlebens ist an sich spezifisch schizophren.

## VII. Schizophrene Störungen des Aktivitätsbewußtseins.

### B. Primäres Fehlen desselben.

Die bisher skizzierte Kategorie der qualitativen Modifikationen des Aktivitätsbewußtseins macht den weitaus größten Teil aller vorkommenden Störungen desselben aus. Auch beim Schizophrenen überwiegen numerisch bei weitem diese — als Sekundärphänomene

<sup>1)</sup> Jahrb. f. Psychol. **31**, 328. 1910.

gedeuteten — Erlebnisse des umnuancierten Ich, der pathologisch getönten oder verblaßten Eigenaktivität; und sie weisen auch in der phänomenologischen Spielbreite ihrer Erscheinungsweisen eine Mannigfaltigkeit und einen Reichtum auf, welcher der jetzt zu schildernden zweiten Gruppe völlig abgeht. Diese zweite Gruppe läßt sich kennzeichnen als ein primäres, psychologisch nicht weiter zurückführbares Fehlen des Bewußtseins des aktiven Ich bei Erlebnissen. Um diese Gruppe in ihrer Eigenart zu erfassen, bedarf es sorgfältiger Abgrenzungen. In der vortrefflichen Zusammenstellung Berzes (l. c. S. 61—65) sind diese Abgrenzungen beider Gruppen gegeneinander nicht exakt vollzogen. Wenn ein Kranker sagt: „Ich habe keinen Willen“ — so kann diese Formulierung auch der Ausdruck dafür sein, daß das sekundäre Bemerken des aktiven Ich bei seinen Willensentscheidungen gestört ist; es läßt sich nicht ohne weiteres ein primäres Fehlen des Aktivitätsbewußtseins daraus folgern. Wenn dagegen ein Kranker sagt: „Ich habe ja gar nicht geschrien, der Stimmnerv brüllt aus mir“ — oder wenn er sagt: „Die Hände bewegen sich hin und her, ich lenke sie nicht, und ich kann sie auch nicht anhalten“ — oder wenn er sagt: „Die H.sche Maschinenfabrik und die ganze Gesellschaft der Schweinehunde benützt meine Stimme, um schweinische Worte auszustoßen; sie sitzen in meinen Eingeweiden und schlagen mir die Arme hoch und herunter; sie hypnotisieren mir die Gedanken in den Kopf hinein, die gar nicht meine Gedanken sind, die ich gar nicht habe und kenne, und von denen ich nichts wissen will“ — so sind dies alles ja bekannte und typische Beispiele für die zweite hier gemeinte Gruppe von Erlebnissen primär fehlenden Aktivitätsbewußtseins. Wir finden diese letztgenannte Störung immer bei ganz umschriebenen einzelnen Handlungen oder besser psychomotorischen Bewirkungen; wir finden sie immer bei ganz besonderen einzelnen Denkerlebnissen. Der Kranke, dessen „Stimmnerv brüllt“, hat beim Sprechen niemals sonst ein fehlendes oder gestörtes Bewußtsein davon, daß er es ist, welcher spricht; nur bei diesen bestimmten Brülllauten vollzieht sich diese Erlebnisstörung. Der Kranke, in welchen die H.sche Maschinenfabrik die Gedanken hineinzaubert, die er nicht hat und nicht kennt und anerkennt — denkt im übrigen selbständig und hat ein Bewußtsein davon und hat auch das erlebnismäßige Bewußtsein der eigenen Aktivität beim Denken; dies eine bestimmte Erleben bildet eine ihm rätselhafte Ausnahme. Wenn er sich innerlich dieser Ausnahme zuwendet, so hat er bei diesem inneren Bemerken das volle Bewußtsein der Aktivität; und gerade aus diesem Widerspruche ist ihm jene Ausnahme so rätselhaft und unerklärlich. Wenn ein Mensch sagt, „ich habe keinen Willen, ich fühle mich nicht mehr, und die Gefühle, die ich habe, sind nicht die meinigen, sondern fremd und tot“ — so ist, wie ja auch schon

Schilders Analyse nachgewiesen hat, die Ichbezogenheit der inneren Abläufe, welche der Kranke leugnet, doch primär da und nur sekundär modifiziert im Sinne einer Erschwerung und eines Verblässens. Deshalb macht seine Rede hierüber den Eindruck, als spreche er bildlich, im Sinne einer „Als ob“-Fiktion. Deshalb erlebt man auch immer wieder, daß derartige Kranke von der Darstellung ihrer Depersonalisationserlebnisse unbefriedigt sind; sie können sich nicht „eigentlich“ ausdrücken; oder wie eine Kranke mir ganz verzweifelt sagte: „Ach wenn ich es Ihnen doch nur beschreiben könnte, es läßt sich gar nicht ausdrücken, das Fremde, kein Mensch kann's richtig verstehen.“ Diese letztgenannten Erlebnisse beziehen sich auch niemals nur auf einzelne Handlungen oder seelische Abläufe; sie bezeichnen stets einen Gesamtzustand des Ichbewußtseins, welcher gleichmäßig das ganze seelische Geschehen im Ich tönt und färbt. Ganz anders die jetzt zu erörternde Gruppe!

Man kennt die hierhergehörigen Symptome schon lange; sie haben Wernicke seinerzeit den Anlaß gegeben, seine Hypothese von der Sejunktion aufzustellen; sie sind der Grund, die psychomotorische Dissoziation zum Erklärungsprinzip der Vorgänge in der Dementia praecox zu machen. Es handelt sich um alles dasjenige, was man unter der Vorstellung der „künstlich gemachten“ Gedanken, Vorstellungen, Gefühle und Bewegungen zusammenfaßt; es handelt sich um das Erlebniskorrelat der objektiven katatonen Sperrungen, Parakinesen und sonstigen psychomotorischen Anomalien. Wie haben wir dieses Erlebniskorrelat psychologisch zu formulieren?

Es ist schon aus dem Gesagten klar, daß es sich nicht um eine generelle Störung etwa des inneren Bemerkens handeln kann. Denn wir finden dieses ungestört. Es ist auch klar, daß der Grund der Störung dem einzelnen psychischen Vollzuge anhaften muß, der das pathologische Erlebnis zur Erscheinung bringt. Es handelt sich nicht um generelle Störungen einer ganzen Klasse von Funktionen, sondern lediglich um konkrete einzelne Funktionsvollzüge, die in dieser pathologischen Weise zustande kommen. Es ist ferner klar, daß diese Störungen im Vollzuge einzelner Akte nicht genetisch aus einem andersartigen Erleben herleitbar sind; weder in der objektiven Kontinuität des Psychischen noch in den Schilderungen der Erlebnisseite desselben bei unseren Kranken finden wir Anzeichen dafür, daß diese Störung der Ichbezogenheit einzelner Akte sich auf andersartiges Geschehen oder Erleben zurückführen ließe; sie verbleibt vielmehr gänzlich innerhalb des gestörten Aktvollzuges selber, sie läßt sich nicht durch andere fundierende Vollzüge oder durch erlebnismäßig-genetische Abhängigkeit von anderen Geschehensweisen determinieren.

Daß sie ganz außerordentliche Folgewirkungen für die seelische Verarbeitung weiterer Art bei diesen Kranken nach sich zieht, darf uns in der Feststellung ihrer psychologischen Unzurückführbarkeit nicht irren. Ist es doch gerade diese letztere, welche derartige Erlebnisse den Kranken selber so rätselhaft erscheinen läßt und weitere Verarbeitungen — nicht bloß im Sinne des sekundären Erklärungswahnes, wie Wernicke wollte — erzwingt. Es ist daher auch nicht angängig, diese Gruppe von Störungen, im Gegensatz zu den psychotischen Sekundärphänomenen der Schizophrenie, aus charakterologischen Eigenarten der Schizophrenen herleiten zu wollen. Hier klafft ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen aller Charakterologie und der Tatsache derartiger Erlebnisse; wir stehen vor diesem Abgrunde und können keinerlei psychologische Erklärung mehr zu Rate ziehen; wir müssen auf das außerpsychische Agens der Psychose direkt zurückgreifen, wenn wir hier noch etwas erklären wollen. Derartige Störungen sind also echte Primärsymptome psychotischen Prozeßgeschehens. Damit wäre freilich nur etwas psychologisch Negatives gesagt. Versucht man etwas Positives über diese Eigenart gestörten Aktivitätserlebens auszusagen, so bietet sich zunächst die Berzeseche Formel dar: es handele sich um „dynamische Insuffizienz der einzelnen Intentionen“<sup>1)</sup>. Danach würden also die intentionalen Akte, aus welchen Denkerlebnisse bewußt werden, nicht zustande kommen. Aber ich glaube nicht, daß diese Formulierung sich halten läßt. Denn die Gedanken, welche durch den Vollzug des Denkaktes erst gegeben werden, sind ja im Bewußtsein, als fertige und abgerundete Erlebnisse; mithin muß der fundierende intentionale Akt doch vollzogen worden sein. Es fehlt lediglich die erlebnismäßige Bewußtseinsgegebenheit des aktiven Ich, der Intentionalität, beim Vollzuge dieser Denkakte. Es ergibt sich hier also die Konsequenz, daß die Bewußtseinsrepräsentation gebender Akte insofern inadäquat ist, als das Bewußtsein fehlt, daß diese Akte in mir ablaufen. Und diese psychologische Konstatierung ist nicht weiter auflöslich. Ganz ähnlich liegen die Dinge für die Handlungen. Es handelt sich nicht einfach darum, daß die katatonen Parakinesen „automatisch“ ablaufen. Schilder hat ausführlich erörtert<sup>2)</sup>, daß auch die automatischen Handlungen im Ich ablaufen und als ihm zugehörig erlebt werden können, wofern die geeigneten sekundären Hinwendungen vollzogen werden. Hier aber ist die Möglichkeit versperrt, derartige psychomotorische Abläufe als dem Ich zugehörig zu erleben. Es besteht eine Inkongruenz zwischen dem intentionalen Vollzug der psychomotorischen Akte und der Bewußtseinsrepräsentation derselben, insofern als das aktive Ich dabei

<sup>1)</sup> l. c. S. 127.

<sup>2)</sup> l. c. S. 15.

nicht erlebt zu werden vermag. Man könnte hier folgendes einwenden: Wir haben an früherer Stelle dargetan, daß die Willensakte bewußtseinsrepräsentierte Nichterlebnisse sind, daß zunächst in ihnen nur die Zielvorstellung erlebnismäßig präsent ist, das Ich aber erst durch sekundäre Hinwendungen im Erlebnis erscheint. Man könnte daran denken, daß in diesem Falle die sekundären Hinwendungen irgendwodurch unmöglich geworden seien. Aber das trifft nicht zu. Denn bei den Erlebniskorrelaten katatonen Parakinesen fehlt auch die Zielvorstellung; und sie fehlt genau so primär, wie bei den „gemachten Gedanken“ das Erlebnis des Denkens primär fehlt. Es läßt sich also die Konsequenz nicht umgehen: bei dieser ganzen Gruppe von Störungen liegen die Dinge so, daß einzelne intentionale Akte entweder überhaupt nicht oder nur in rudimentärer Form als Akte des Ich zu Erlebnissen zu führen vermögen.

Wir führten aus, daß mit allen inneren Abläufen, die erlebt werden, unablässig das Bewußtsein verbunden sei, diese Erlebnisse seien meine Erlebnisse und seien als meine Erlebnisse gegeben. Dieser Satz behält natürlich seine evidente Geltung. Es ist eben bei unsern hier besprochenen Störungen so, daß die intentionalen Akte, obwohl sie vollzogen werden, nicht als Erlebnisse erscheinen. Lediglich das durch sie konstituierte Objekt tritt ins Bewußtsein — sei es als Vorgestelltes, Gedachtes, Gefühltes, Getanes usw. Nicht aber sind die gebenden Funktionen und ihr Vollzug erlebbar. Denn wären sie es, so wären sie lediglich als meine erlebbar. Es fällt also für das Erleben hier ein Teil aus; und dadurch mangelt dem konstituierten Objekt dieser Akte das erlebnismäßige Bewußtsein, durch intentionale Akte des Subjekts gegeben worden zu sein. So kommt es zum Erlebnis der primär fehlenden Eigenaktivität bei diesen funktionalen Vollzügen. Die Kontinuität des Erlebens hat einen Riß; und dadurch wird die konstituierte gegenständliche Gegebenheit als Ichfremd erlebt.

Es sind dies gerade die Riß- und Spaltstellen in der Kontinuität des psychischen Ablaufes, welche der außerpsychische Prozeßfaktor hineinreißt. An diesen Stellen ist der psychische Apparat in seinen höchsten Bewußtseinsschichten demontiert; und hier, in diese Lücken hinein, schießen nun die Darstellungen und Projektionen archaischer Präformation, welche aus dem primitiven Triebleben emporgetrieben werden. Sie füllen die Lücken aus, indem sie in ihrem Erlebnisgehalt fast immer an das Lückenerlebnis, an das primäre Fehlen der Ich-Aktivität, anknüpfen und ihre magisch-mythischen, prälogischen Objektivierungsweisen des fundierenden Triebes neben oder über dem besiegt eigentlichen Ich aufrichten. So kommt es zu dem so charakteristischen Dynamismus der schizophrenen Psychose, in welcher

das ungeheure, schrankenlos sich erfüllende archaische Trieb-Ich in unausgleichbarem Nebeneinander mit dem wirklichkeitsgebundenen, aber schon zerfetzten eigentlichen psychologischen Subjekt sich verflucht und wieder trennt, immer ausschließlicher Platz greift, Position auf Position erobert und schließlich die Erscheinungswelt des Außen wie des Innen durch die Fülle seiner Eigengebilde endgültig verdrängt; so kommt es zugleich zum Abbau der Persönlichkeitssynthese und zum Siege des Autismus; so geht die objektive Prozeßwirkung und die schizophrene Erlebnisweise auf ihr spezifisches immanentes Endziel in unabwendbarer Parallelität los.

Mehr läßt sich, ohne ins Orakeln zu verfallen, über diese Dinge zur Zeit nicht sagen.

Beim Schizophrenen liegen fast immer einzelne derartige Risse in der Erlebniskontinuität vor, und so entstehen die primären Störungen des Aktivitätsbewußtseins; aber sie finden sich nur im psychotischen Prozeßgeschehen der Schizophrenen. Sie unterscheiden, ebenso wie die anderen, hier nicht abzuhandelnden psychotischen Primärsymptome, das schizophrene Prozeßgeschehen, die Psychose, eindeutig von allen charakterologischen Eigenarten und Blüten des Schizoids. Dabei kann und soll aber nicht geleugnet werden, daß in der Wirklichkeit diese primären Ichstörungen in den mannigfachsten Weisen verquickt und verknüpft sind mit den sekundären Ichmodifikationen, daß insbesondere die weitere seelische Verarbeitung beider Störungen Hand in Hand geht, daß die Kranken sie nicht voneinander trennen. Wenn wir also auch in diesen primären Störungen des Aktivitätsbewußtseins ein wertvolles diagnostisches Erkenntnismittel haben, so ist es doch im praktischen Gebrauche nur schwierig und behutsam anwendbar. Für seine Bedeutung spricht immerhin der Umstand, daß die Klinik seit Kahlbaum und Wernicke die diagnostische Bedeutung und Spezifität dieser Primärstörungen für die Schizophrenie längst erkannt und benutzt hat, ohne sich für ihre psychologische Struktur zu interessieren. Unsere Analyse ergänzt hier nur, was die Klinik schon weiß.